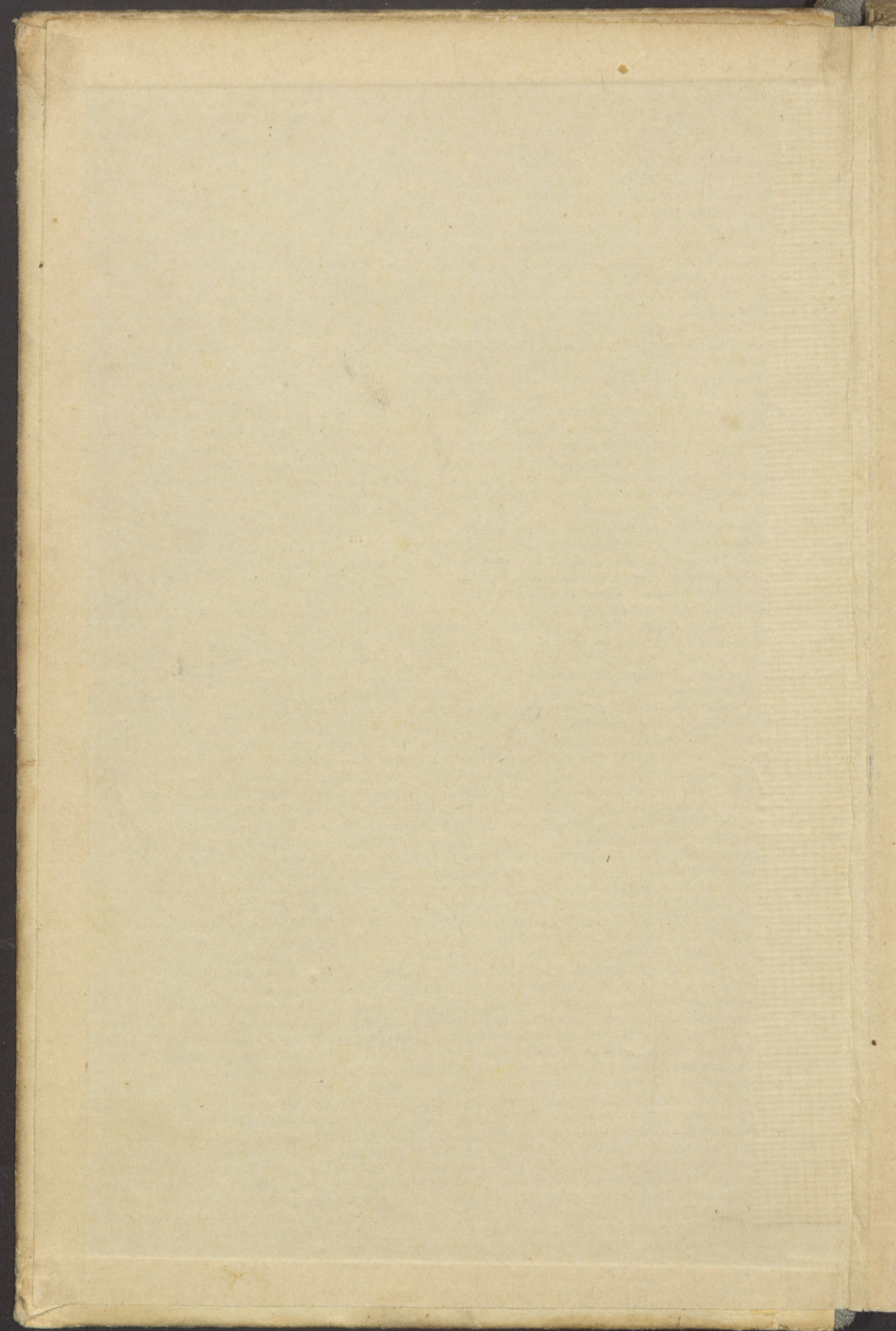
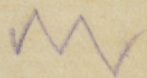


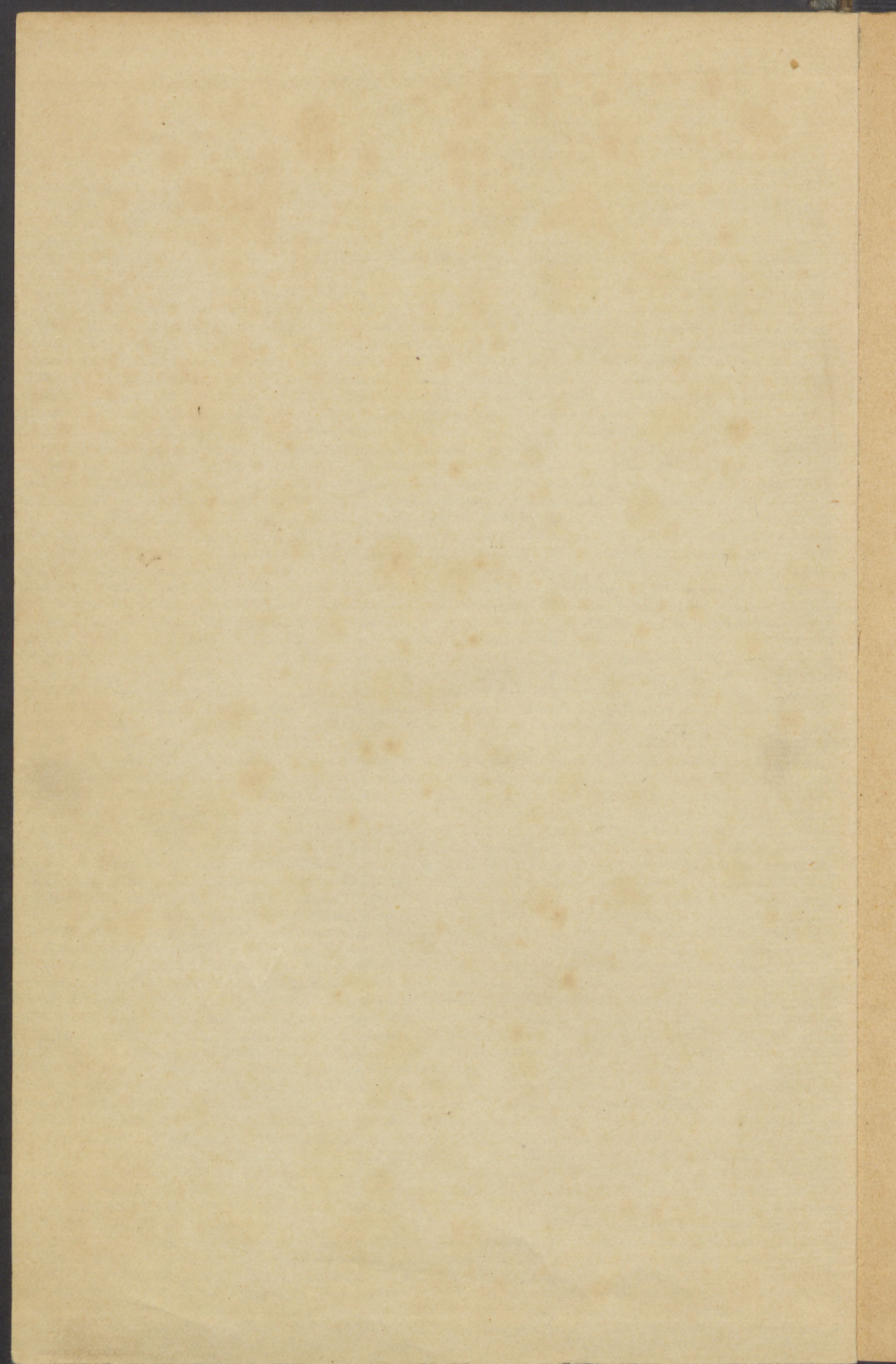


Frederick Marnat

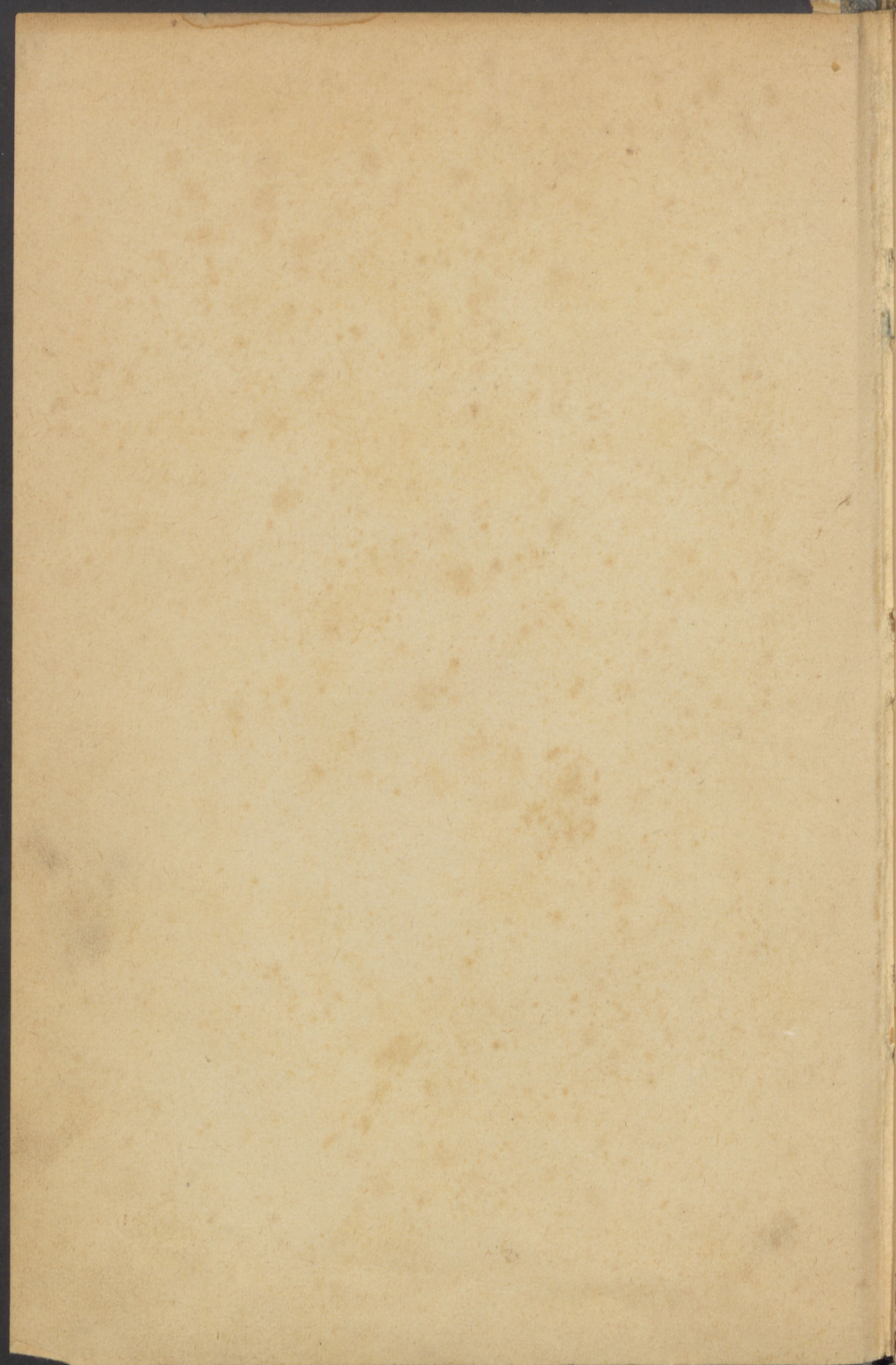
Sigismund Küstig







Sigismund Rüftig



Sigismund Rüstig

von

Frederick Marryat

Für die Jugend bearbeitet

von

Fritz Müde

Illustriert

Paul Franke Verlag
Berlin

103
Dugores Prouon

Nr inw.

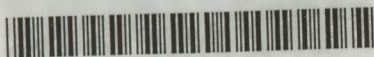
~~1078/JO~~

821.111 - 93 = 112.2



020 0-50

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-052280

Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten
Druck: Hallberg & Büchting (GmbH. : L. A. Leipzig),
Leipzig €1

Akc W Nr 27 | 06 | 02

Akc 2 Nr 110/84/ya



Schwer rollten die Wogen, der Wind heulte empört auf ob des kecken Mutes, den ein Schiff, wie der „Pacific“, aufbrachte, gegen den ungeheuren Taumel der Elemente anzukämpfen. Der

„Pacific“ führte nur wenig Segel, und diese nur dicht gerefft; denn der Sturm war so stark, daß er vollgereifte Segel zerrissen haben würde wie Papier. Schwerfällig

stampfte das stolze Schiff vorwärts. Hinter ihm türmten sich die Meereswogen auf wie riesige Gebirge. Dunkel war ihr Rachen und unendlich tief.

Der „Pacific“ war ein seetüchtiges Fahrzeug, und sein Kapitän, aus deutschem Holz geschnitzt, so wie er sein soll, ein deutscher Seemann!

Er wußte sein Schiff meisterhaft zu handhaben und vergaß in Sturmesnot nie, sein Vertrauen auf den Kompaß zu setzen und auf Gott.

„Mir gefallen die brillenden Wogen nicht, die hinter unserem Schiff heranrollen und alles zu verschlingen drohen, Vater Rüstig!“

Der kleine Wilhelm zeigte auf das ungefühme Meer. Wie ein vorweltliches Seeungeheuer war das Wellengebirge anzuschauen, das heranbrandete, vom Sturmwind gepeitscht und geheßt.

Der zweite Steuermann, den der Knabe mit „Vater Rüstig“ angeredet hatte, blickte nach der von dem Kleinen angedeuteten Richtung. Fünzig Jahre fuhr der Wetterharte zur See. Hochgewachsen war er und stark, trotz seines Alters. Stahlblaue Augen verschönten die braunen, zerfurchten Gesichtszüge des Alten.

„Die Wellen werden uns nicht verschlingen, Wilhelm, halte dich nur gut an mir fest!“

„Bist du schon einmal mit einem Schiff untergegangen, Vater Rüstig?“

„Ja, Wilhelm, so manches Schiff ist mir unter den Füßen zerschmettert worden. Mir selbst war Gott gnädig gesonnen. Ich lebe noch . . .! Und doch . . . gibt es kein Meer, das ich nicht durchkreuzt hätte, wunderbar und mannigfaltig sind meine Erlebnisse; doch davon später einmal, Wilhelm, wenn der Sturm sich beruhigt hat. Jetzt gilt es, die Augen offen zu halten!“

Der alte Rüstig war einer jener wetterharten Männer, denen jede Aufschneiderei und Lüge verhaßt war. Er hatte schon als elfjähriger Knabe das harte Schiffsjungenlos durchkosten müssen. Die Schiffsplanen und er, er und die Existenz! So war es schon immer gewesen. Als zweiter Steuermann auf dem „Pacific“ wußte er doch so viel von der Navigation und allen Wettererscheinungen, daß selbst Kapitän Osborn des öfteren zu ihm kam, um Rat zu holen. So auch jetzt:

„Was meinen Sie, Vater Rüstig,“ trat der Kapitän auf ihn zu, „was meinen Sie, wird es noch schlimmer werden?“

Der zweite Steuermann zog die Stirne in krause Falten:

„Das ist mit Bestimmtheit anzunehmen, Kapitän,“ er streckte den rechten Arm aus, „die Wolken dort gefallen mir nicht. Der Sturm wird aus Lee blasen. Es gibt zu tun. Wir hätten nicht fahren sollen mit der unzulänglichen Mannschaft, Kapitän.“

„Wollen wir den kleinen Wilhelm nicht zu seinen Eltern hinunterschicken, Vater Rüstig?“ fragte Kapitän Osborn mit ernstem Gesicht. „Ich möchte mit Ihnen verschiedenes besprechen; denn mit dem griesgrämigen ersten Steuermann Rickmers ist ja doch nichts anzufangen. Die Leute sind schon recht unwillig über ihn und sein Benehmen.“

Rüstig nickte.

„Wilhelm, geh hinunter zu Vater und Mutter! Wir haben jetzt zu tun. Kommst später wieder zu mir, gelt?“

Der Kleine drückte vertraulich die schwielige, wetterfeste Rechte des braven Mannes und sprang davon.

„Es wird arg, Kapitän!“ sprach Rüstig weiter, „jetzt kann ich es ja aussprechen: das gibt einen Taifun. Lassen Sie alles festzurren und die Notseile spannen!“

Rüstig blickte nach dem Steuerrad, an dem er zwei Mann aufgestellt hatte, und auch die konnten das Ruder nur mit äußerster Kraftanstrengung in der Gewalt behalten.

Kapitän Osborns Stimme hallte über Deck. Der Sturm zerriß seine Kommandos:

„Alles seefest zurren . . . Notseile spannen . . . hurtig, Leute!“

Die Matrosen sprangen gewandt einher, seine klaren Anweisungen ausführend. Immer noch stand der Zweite am Heck und blickte besorgt nach Westen. Wie ein Heer schwarzer Reiter stürmten ungeheure Wolkengebilde heran, dunkler wurde es über den Wassern, stärker heulte der Sturm, das stolze Schiff kämpfte schwerer durch den brüllenden Hergetanz gierig verschlungener Wogen.

„Alles festhalten!“ klang Rüstigs Stimme durch das Sprachrohr über Deck.

Ein ungeheurer Brecher rollte mit voller Wucht über den „Pacific“ hin, alles unter sich begrabend. Ein Matrose, der noch im letzten Augenblick nach Halt suchte, wurde mit fortgerissen in den kochenden Wirbel. An Rettung war nicht zu denken . . . Seemannstod!

Hoch hob sich das Heck des Schiffes, den Bug tief in ein Wellental tauchend; dann sank es achtern wieder ein, um vorn hoch zu gehen wie ein bäumendes Roß, das die Sporen seines Reiters zu fühlen bekam.

Sekundenlang flutete greller Lichtschein über das Schiff, daß alle wie geblendet waren, ein schrecklicher Krach folgte, in den niederen Wolken, in der Luft, in den Wellen polterte es, Splitter flogen, ein Aufschlag, Taue und Segelsehen flatterten über Deck, der Fockmast war, vom Blitschlag getroffen, zusammengebrochen und hatte den Kapitän Osborn unter sich begraben. Ohnmächtig wurde der Schiffsführer nach seiner Kajüte gebracht, während Rüstig, der die Wache hatte, befahl:

„Nappt die Taue, sonst zerschlägt uns der Mastbaum die Spanten an Steuerbord!“

Einige Matrosen eilten mit Beilen herbei, die Stahl-

klingen sausten blizend nieder, die Tane wurden zerschnitten, und die Wellen trugen den Mast spielend davon.

Da . . . dicht vor dem Schiff . . . ein gräßliches Tosen ohne Ende, die „Pacific“ begann sich zu drehen wie in einem Wirbel, eine Wassersäule stieg auf zu den Wolken und brach mit donnerähnlichem Krach über dem Schiff zusammen, dabei alle drei noch stehenden Masten niederreißend.

„Wenn dieser Schlag der Wasserhose nicht einige Spannen gelockert hat, will ich nicht Rüstig heißen!“ Der zweite Steuermann schüttelte sich wie ein Pudel, daß die Tropfen flogen . . .

Inzwischen war der kleine Wilhelm, den wir als den besonderen Freund des alten Rüstig kennengelernt haben, zu seinen Eltern gegangen, welche im Deck in zwei geräumigen Kabinen untergebracht waren.

Die Familie Gebald war aus Bremen gebürtig. Da der Bruder des Herrn Gebald in Australien verstorben war, seinen Erben große Besitzungen hinterlassend, hatte sich der bisherige Kaufmann entschlossen, mit seiner Familie überzusiedeln nach jenem fernen Erdteil, und sich daselbst der Landwirtschaft zu widmen. Er hatte sich mit allem versehen, was der dortige Wirtschaftsbetrieb erforderte, und war voll froher Zuversicht und starker Hoffnung mit seiner Familie an Bord gegangen.

Frau Gebald, eine zarte Erscheinung, sanft, liebenswürdig und etwas schwächlich, war von dem tollen Wetter seekrank geworden. Sie hatte ihrem Manne in den Jahren ihrer Ehe vier Kinder geschenkt: Wilhelm, den wir bereits kennen als geweckten, klugen Jungen, den sechsjährigen Thomas und den kleinen Albert, der vor kurzem seinen ersten Geburtstag feierte. Thomas war gutmütig, aber dafür stets zu tollen Streichen aufgelegt, ein Kerlchen, das keinen Tag vergehen ließ, ohne irgendwie in eine humoristische Klemme geraten zu sein. Die sieben Jahre alte Karoline war ein liebliches Mädchen und

der Abgott ihrer Brüder. Die Negerin Juno, welche Alberts Wärterin war, konnte den Kleinen kaum halten, wenn dieser Karoline sah; denn dann streckte der kleine Kerl strampelnd beide Arme nach seinem Schwesterchen aus und kreischte vor Freude. Zwei Schäferhunde, die Herr Gebald in Bremen vor der Abfahrt noch gekauft hatte, schnupperten an dem kleinen Terrier herum, der Eigentum des bewußtlos in seiner Kajüte liegenden Kapitäns Osborn war.

Herr Gebald saß am Lager seiner Frau, hielt deren Hand und sprach tröstend auf sie ein. Groß, stark, blond, mit blauen Augen, verkörperte er den echten Norddeutschen von reinstem Schlag.

Vier Tage und vier Nächte hatte der Sturm gewüthet. Jetzt war eine Stille eingetreten, die den alten Rüstig beunruhigte. Er hatte das Schiff untersucht und gefunden, daß vorn und auch achtern in den Ladelasten einige Spanten gelockert waren. Das Wasser drang in ganz feinen Rinnsalen von außen her durch die Bordwand ein. Er hatte nur den Kapitän davon benachrichtigt und gleichzeitig die Befürchtung ausgesprochen, daß das Schiff keinen zweiten Sturm mehr abhalten könne. Dieser, auf seinem Lager liegend, fiel bald darauf wieder in Ohnmacht, woran die durch den Fockmast verursachte Gehirnerschütterung schuld war.

Jetzt hatte der erste Steuermann Rickmers das Kommando. Er war unwirsch, ewig unzufrieden und fluchte Tag und Nacht.

Die Matrosen hingen ihre Sachen an Deck zum Trocknen auf, weil die Sonne so warm schien. Das Segel am vorderen Maststumpf war schon einigermaßen trocken, die Brise war aber so schwach, daß der Segler nur unsagbar langsam vorwärtssam.

Die Familie Gebald hatte sich am Heck niedergelassen. Frau Gebald saß, umgeben von ihren Lieben, in einen Liegestuhl gebettet, sie hatte den ersten Schrecken über die Ver-

heerung an Deß überwunden und fühlte sich soweit ganz munter.

„Gott hat das Uergste von uns abgehalten,“ sprach sie mit ihrer gütigen, weichen Stimme. „Er wird auch ferner seine schützende Hand nicht von uns abziehen.“

In dem Augenblick trat Steuermann Rüstig heran.

„Nun, wie ist das Befinden? Alles in Ordnung?“

„So ziemlich!“ antwortete Herr Sebald, „das Befinden meiner Frau hat sich bedeutend gebessert. Sonst sind alle wohlauf bis auf Juno. Bei dem ungeheuren Schlag, den die Wasserhose verursachte, ist sie gefallen. Die Anschwellung am Kopf schmerzt sie noch ein wenig.“

„Na, Juno hat ja einen harten Kopf,“ lächelte der alte Sigismund Rüstig, „da wird sie es bald verwinden.“

„Romulus! Remus! Hierher!“ klang Wilhelms Stimme plötzlich laut hinter einem Taubündel hervor. „Wollt ihr herkommen?!“

Die beiden Schäferhunde sprangen spielend an ihm hoch, er streichelte seine Lieblinge, ernsthaft auf sie einredend.

„Was bedeuten die seltsamen Namen, Wilhelm?“ rief Rüstig, „ich habe sie noch nie gehört!“

„O, Vater Rüstig!“ Der Knabe kam eilig gesprungen. „Romulus und Remus waren zwei Brüder, die von einer Wölfin genährt wurden.“

„Hm . . . Von einer Wölfin . . .“ Rüstig machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wilhelm hat recht,“ mischte sich jetzt Herr Sebald in das Gespräch. „Romulus baute die erste Mauer um den Flecken, den wir von altersher als Roma, Rom kennen. Remus sprang, um seinen Bruder zu ärgern, über dessen selbsterbaute Mauer, und dieser, ein jähzorniger Mensch, mordete seinen Bruder auf der Stelle.“

„War auch nicht anders zu erwarten,“ brummte Rüstig, „waren ja mit Wolfsmilch genährt!“

In dem Augenblick kreischte Thomas laut und anhaltend in irgendeinem Winkel. Als Herr Gebald und Steuermann Rüstig dem Schall der Stimme nachgingen, fanden sie den Ausbund auf allen Vieren kauern bei der Rombüse. Im Genick saß fauchend die Schiffsskate. Der Kleine hatte sie am Schwanz gepackt, das Tier war wütend geworden und hatte sich ihm ins Genick gesetzt. Thomas wagte keine Bewegung auszuführen und schrie aus Leibeskräften.

Lachend befreiten ihn die beiden Männer von dem fauchenden Tier, und sofort versiegten die Tränen des Kleinen.

„Räse am Schwanz depackt,“ sprach er, sich wichtig tuend, „aber Räse draht, heißt! Glestes Tier!“

Unter solcherlei Gesprächen und Zwischenfällen verging der Tag. Schon dunkelte es, als eine stärkere Brise einsetzte.

Rüstig rechnete sich aus, daß der „Pacific“ zwei Knoten die Stunde lief; dann untersuchte der Pflichtgetreue die Ladefasten. Das Wasser darin war eine Handbreit gestiegen.

„Noch ein solcher Sturm, und das Schiff sinkt . . .“ murmelte der alte Seemann leise. „Um mich ist es nicht schade . . . aber die armen Kinder!“

Wie der alte Rüstig vermutet hatte, so kam es. Es war die Stille vor einem neuen Sturm, die scheinbaren Meerfrieden vorgetäuscht hatte. Ueber die silberne Mondsichel jagten wieder Wolkenseken hin, der Wind blies stärker, das Meer wurde unruhiger, und bald stampfte der Segler schwerfällig ächzend durch die sturmzerpeitschten Wellengebirge.

Immer unheildrohender heulte es aus der Ferne heran, Brecher auf Brecher stürzte brandend, brausend, gischtsprühend über das Deck. Eine Riesenwelle nahm das Karten- und Kompaßhaus mit fort, so daß eine Orientierung von jetzt ab un-

möglich war. Trotz des einen Notsegels jagte das Schiff mit ziemlicher Geschwindigkeit dahin.

Donner folgte auf Donner, Bliß auf Bliß! Das grollte, als sollte die Welt aus den Angeln gehoben werden.

„Alle verfügbaren Leute an die Pumpen! Das Schiff ist leck!“ tönte Rüstigs Kommandostimme über Deck.

Schnell stürzte sich die schon ermattete Mannschaft auf die Pumpen, um des eindringenden Wassers Herr zu werden.

Herr Gebald, der von unten heraufkam, fragte den Steuermann Rüstig, ob er gebraucht würde, aber dieser schüttelte nur den Kopf.

„Gehen Sie nur wieder hinunter, Herr Gebald, und sorgen Sie für das Wohl Ihrer Familie. Niemand darf an Deck!“

Da ging Herr Gebald sorgenvoll davon, zu seinen Lieben, die in Angst und Sorge waren ob des wilden Getöses da draußen.

Das Unwetter brach erst richtig los, wie eine Nußschale wurde der Segler hin und her geworfen, ein Spielball der Elemente. Wolken und Wellen schienen einander die Hand zu geben in dem wüsten Reigen, nachtschwarz war es ringsumher. Am Ruder klammerten sich vier handfeste Matrosen an das Ruderrad und konnten es doch nicht halten, so peitschten die Wogen am Heck das Steuer von Backbord nach Steuerbord.

Eine Sekunde lang wurde die Nacht in lichten Tag getaucht, um dann noch schwärzer wiederzukehren. Mittschiffs hatte es krachend eingeschlagen, Flammen leckten am Stumpf des Mittelmastes gelblichrot.

„Feuer an Bord!“ heulte die Stimme des ersten Steuerannes Rickmers über Deck.

Schon war aber Rüstig zur Stelle, der die Flammen mit nassen Leinwandseilen erstickte.

Die Matrosen an den Pumpen konnten kaum durchhalten. Das Wasser im Schiffsrumpf stieg trotz aller Bemühungen stetig höher.

Als Rüstig nach dem Heck ging, hörte er die Stimme des mürrischen Räckmers:

„Kinder! Laßt die Pumpen! Das Schiff ist dem Untergang geweiht! Wir wollen das Boot klarmachen und überlassen das Braak seinem Schicksal!“

Der alte Seemann kehrte um, sah dem ersten Steuermann ernst in die Augen.

„Und die Passagiere?“

„Mögen sehen, wie sie mit dem Leben davonkommen! Wir haben mit uns zu tun!“

Rüstig schwieg und ging wieder nach achtern, wo die Matrosen eben das Ruderrad verlassen hatten, um mit Hand anzulegen, das Rettungsboot klarzumachen.

Die Schiffsbesatzung, welche nur noch aus zwölf Mann bestand, acht waren bei dem Sturm von den aufrührerischen Wellen mit fortgespült worden, regte alle Hände. Das Boot wurde mit Proviant und Trinkwasser versehen, der Mast wurde gesetzt, das Segel gelockert, alles Arbeiten, die nötig waren, um das Boot seeflar zu machen.

Rüstig sah vom Ruderstand aus ruhig zu. Er wußte, daß da jedes Wort nutzlos war.

Eben trugen einige Matrosen den bewußtlosen Kapitän Osborn herbei, den sie behutsam in das Boot legten.

„Steuermann Rüstig! Wollen Sie nicht mitkommen?!“ klang Räckmers' Stimme durch den etwas schwächeren Sturmwind, „das Schiff ist nicht mehr zu halten! Kommen Sie, Mann!“

„Ich bleibe und tue meine Pflicht!“ antwortete der alte Seemann fest und blieb ruhig stehen, wo er stand.

Inzwischen zerschlugen die Matrosen mit ihren Rapp-

beilen die hölzerne Brüstung des Schiffes an der Stelle, wo das Rettungsboot zwischen den Dollen schwebte. Weil die Masten des Seglers gebrochen waren, konnten sie es nicht ausschwingen und nur in die Wogen schieben. Das aber war wiederum nur von Deck aus möglich. Weil die Brüstung im Wege war, mußte sie weichen.



Just in dem Augenblick, als das Boot über Bord geschoben wurde und die Mannschaften hineinsprangen, kam Herr Gebald an Deck. Bleich, mit aufgerissenen Augen, stand er und blickte wortlos auf das sich entfernende Boot, dem der alte Rüstig durch sein Sprachrohr nachrief:

„Versprecht mir, daß Ihr, wenn Euer Unternehmen glückt, in dieser Gegend nach uns suchen laßt, Rickmers!“

Im Boot führte der mürrische Steuermann sein Sprachrohr ebenfalls an den Mund:

„Wir versprechen . . .!“ Den Rest des Satzes riß der Sturmwind mit fort, und so konnte der alte Rüstig dessen Sinn nur hinzudenken.

„Was geschieht hier, Steuermann Rüstig?!“ fragte Herr Sebald den alten Seemann angstvoll. „Ist das Schiff in Gefahr?!“

„Wir müssen auf Gott vertrauen!“ antwortete der Steuermann. „Vorläufig können wir immer noch hoffen, der Sturm läßt nach.“

„Wird sich das Schiff halten lassen, Steuermann Rüstig?! Was soll aus meiner Frau, aus meinen Kindern werden?!“

„Vertrauen Sie zunächst Gott, und es wird sicher alles zum guten Ende geführt, Herr Sebald . . . Der Sturm legt sich . . . Schon wird das Meer ruhiger . . . Ich will versuchen, festzustellen, wo wir sind. Wenn sich das Wasser im Schiff hält und nicht weiter steigt, können wir mit Gottes Hilfe irgendeine Insel erreichen. Und nun gehen Sie zu Ihrer Familie und klären Sie alle behutsam auf!“

Der alte Rüstig hatte so etwa Bestimmtes, Zuverlässiges an sich, das ohne weiteres beruhigen mußte; dennoch ging Herr Sebald tiefgebeugt zu seinen Lieben.

Inzwischen stellte Rüstig fest, daß sie sich in der Nähe von Koralleninseln befinden mußten, vielleicht schon inmitten derselben schwammen. Sorgenvoll untersuchte der Alte den Stand des Wassers im Schiff, es stieg noch immer langsam. Wie lange würde es noch dauern, und das Wrack ging unter. Er stellte das Ruder ein und band es fest. So steuerte das Wrack mit einem Segel immer in südlicher Richtung.

Eben war Steuermann Rüstig mit seiner Arbeit soweit fertig, als Wilhelm an Deck kam.

„Vater Rüstig, ist der Sturm vorbei?!“ Vertraulich faßte der Knabe die Hand des treuen Mannes.

„Bald, mein Sohn! Doch nun höre!“ und Steuermann Rüstig unterrichtete ihn von dem Vorgefallenen. „Du hast soviel gefragt. Das war recht von dir, denn durch Fragen wird man klug. Nun zeige auch, daß Worten Taten folgen müssen, und hilf deinem Freund Rüstig das Frühstück bereiten!“

„Gern, Vater Rüstig!“

Die beiden gingen nach vorn in die Kombüse und wirtschasteten zwischen Töpfen und Tellern. Emsig waren sie tätig. Wilhelm mußte Wasser in einen Topf schöpfen, während Rüstig Feuer anmachte. Bald knisterten die Herdflammen lustig. In einer Pfanne wurde Speck zerlassen, während das Wasser kochte. Der Alte zerschlug dann Eier in der Pfanne, briet sie und garnierte mit des Knaben Hilfe eine Frühstückplatte.

„So, nun trag’ sie hinunter, Wilhelm. Ich glaube kaum, daß deine Mutter etwas davon merkt, daß wir keinen Schiffskoch mehr haben. Und sonst schweigst du! Tu ganz so, als sei nichts vorgefallen.“

„Gawohl, Vater Rüstig!“

Vorsichtig balancierte der Knabe das Tablett mit dem Frühstück über Deck und die Treppe hinunter, was bei den noch immer schwankenden Bewegungen nicht ganz einfach war.

„Dein Vater kann einmal zu mir heraufkommen!“ rief Rüstig dem Jungen noch nach, um dann seine ganze Aufmerksamkeit auf den Horizont zu richten. Er hob sein Fernrohr und entdeckte einen winzigen Punkt, der langsam aus den Wassern herauswuchs.

„Herr Gehald, Sie müssen mir helfen!“ rief der Steuermann dem eben an Deck Kommenden zu. „Wir haben Land in

Sicht! Eine Insel, wenn ich nicht irre! Nun handelt es sich darum: wir müssen die Insel erreicht haben, noch ehe das Wasser im Schiff so hoch gestiegen ist, daß wir sinken. Gott wird uns helfen!"

"Ja, und was soll ich dazu tun, Vater Rüstig?!"

"Sie stellen sich vorn an der Back auf und richten Ihre Blicke nach der Insel. Ich gehe nach achtern und steuere. Muß das Schiff mehr nach Backbord, so heben Sie den linken Arm, muß es nach Steuerbord, den rechten. Wenn der Kurs richtig ist, lassen Sie die Arme unten. Haben Sie mich verstanden?"

"Jawohl!"

"Nun gut! Dann los!"

Es wehte eine kräftige Brise, die sich voll in das Hilfsegel setzte und das Wrack ziemlich lebhaft fortbewegte. Mit zunehmender Verringerung der Entfernung stieg das Wasser in den Laderäumen höher und höher; merklich sank der Schiffsrumpf tiefer ein.

Die Insel wuchs . . . wuchs . . . wuchs . . . Schon konnten die beiden Männer an Deck Einzelheiten wie Sträucher und Bäume erkennen. Das Meerwasser nahm eine andere Farbe an, was Rüstig als sicheres Zeichen dafür galt, daß die Tiefe nachließ.

Jetzt war die Insel so nahe, daß Sebald, der auf der Back vorn am Bug stand, die zerklüftete Küste genau unterscheiden konnte. Auch die Stämme der Bäume konnte er erkennen. Die Farbe des Meerwassers wurde braun, er hob den rechten Arm, und sofort legte Rüstig das Ruder. Langsam drehte sich das Schiff nach Steuerbord. So verfahren die beiden, bis sie der Insel ganz nahe gekommen waren. Jeden Augenblick mußte das Wrack auflaufen, mit fieberhafter Spannung lauschten Rüstig und Sebald, ob es nicht bald in der Tiefe schürfte. Aber immer noch bewegte sich der Schiffsleib

mit ziemlicher Schnelligkeit durch das bewegte Meerwasser. Da . . . endlich ein schurrendes Geräusch . . . Rüstig hatte die günstigste Stelle an der Bucht dieser Koralleninsel aus- gesucht. Jetzt noch ein Ruck, und wieder glitt der Rumpf durch das Meerwasser, dann knirschte es lange und anhaltend, der Schiffskörper bewegte sich langsam, noch langsamer, er stand.

„Wir sitzen fest!“ rief Rüstig mit lauter Stimme vom Heck her.

„Gott sei Dank!“ betete Sebald fast vor sich hin.

„Jawohl, Herr Sebald! Gott sei Dank, denn nur noch wenige Minuten Frist waren uns gegeben, dann wären wir ertrunken wie die Maus im Mülleimer!“

Rüstig ließ das Steuerrad fahren und trat an die Reeling. Dort schaute er prüfend hinunter ins Wasser: er hatte erreicht, was er wollte, das Fahrzeug lag unbeweglich und sturmesicher auf einem Plateau von Korallenfelsen, deren Gerippe sich wenige Meter unter der Wasseroberfläche hingen.

In dem Augenblick kam der kleine Wilhelm an Deck.

„Vater, die Mutter ängstigt sich so, du möchtest hinunterkommen!“

Sebald sah den alten Rüstig fragend an, der nickte nur und lächelte bedeutsam.

„Gehen Sie ruhig hinunter, Herr Sebald! Ich habe noch vieles zu überdenken, und dazu brauche ich Ruhe!“

Steuermann Rüstig stand allein an Deck und suchte mit seinem Fernrohr auf der nicht mehr fernen Insel herum. Das Boot saß auf einer Korallenkette, die der Insel vorgelagert war. Der alte treue Pflichtmensch Rüstig dachte für alle. Vor allen Dingen mußten die Spieren nach achtern gebracht werden, wo das eine kleine Boot, dessen Boden durchschlagen war, in den Davits hing. Die Spieren wollte er als Tassen verwenden, sie an Deck befestigen und das Boot, wenn es repariert war, daran herunter zu Wasser lassen.

„Es ist genügend Werkzeug an Bord,“ sprach er leise. „Mit Herrn Sebalds und Wilhelms Hilfe ließen sich ein Mast und ein Segel fertigen. Dann könnten wir mit dem kleinen Segelboot an Land fahren. Wir müßten Proviant mitnehmen. Davon ist genügend vorhanden . . . Und der Viehbestand?“ er dachte scharf nach, „drei Hunde sind da, die uns gute Dienste leisten können . . . zwei Ziegen, ein junger Bod . . . fünf Schweine, Hühner genügend und auch einige Tauben . . . Die Kuh muß leider geschlachtet werden, sie liegt und mag nicht aufstehen . . . Dann haben wir noch zwei Marinoschafe, die Herrn Sebald gehören, also ein ganz stattlicher Viehbestand . . . Wir müßten an Land ein Zelt bauen, damit wenigstens für die Frau und ihre Kinder gesorgt ist . . . Das einzige, was mir Sorge macht, ist das Trinkwasser . . . Wenn auf der Insel nichts vorhanden ist, sieht es böse aus . . .“

Bei all diesen ernsthaften Erwägungen war der Alte, der die letzten Tage über kein Auge zumachen konnte, langsam eingeknickt, umgesunken und schlief nun an Deck, das Haupt auf harte Schiffstaue gebettet.

Ueber ihm leuchteten Miriaden Sterne, die schweigend ihre Bahn zogen, und der Mond lachte sein altes, uraltes geheimes silbernes Lachen. Wellen glucksten an den Planken des Bracks ein Wiegenlied, aus der Ferne rauschte es heran, helle Leiber blitzten durch das Dämmern der blauen Meerstunde, und wenige Minuten später war das Rauschen der fliegenden Fische verklungen. Lautlos schritt die Nacht, das göttliche Weib im schwarzen, sternbestickten Schleiergewand über Länder und Meere.

Raum zeigten sich im fernen Osten die ersten rötlichen Lichter, als Steuermann Rüstig schon in der Kombüse stand und einige saftige Fleischstücke briet, das Frühstück für Familie Sebald, Juno, das Negermädchen, und sich selbst.

Bald stellten sich auch Herr Sebald und Wilhelm ein.

„Guten Morgen, Steuermann Rüstig! Schon so fleißig?“
Sebald hielt ihm die Hand hin.

„Heute gibt es viel zu schaffen, Herr Sebald. Guten Morgen! Grüß Gott, Wilhelm!“

Und während der alte Rüstig das Frühstück fertigmachte, unterrichtete er Sebald von seinen Plänen.

Nach dem Frühstück hallte das Gedröse wider von eilenden Tritten, das Poltern der Hölzer und Aerte störte die Stille an Bord, und die Schläge der Hämmer klangen weit über das stille Meer.

Das Boot wurde ausgebessert, wo es schadhaft war, dann überzog es Rüstig mit geteuerter Leinwand. Wilhelm mußte in der Kombüse auf den Teertopf aufpassen, daß er nicht überkochte. Gegen Mittag war das Werk vollbracht. Nun mußte das ziemlich schwere Boot an den Rand der Reeling gebracht werden.

„Sehen Sie, Herr Sebald,“ sprach Rüstig. „Jetzt müht uns auch die Bresche, welche die abrückenden Matrosen gestern früh hier in der Reeling zurechthieben. Es wird uns leicht werden, das Boot von hier aus ins Wasser zu lassen. Also bringen wir es an diese Stelle!“

Sebald, sein ältester Sohn Wilhelm und Rüstig mühten sich, das Boot fortzubewegen. Es ging nur langsam. Dann mußte Juno, die Negerin, mit anfassen. Ruck um Ruck rückten sie das Boot näher an die Bresche heran; dann wurde es an über Rollen laufenden Tauen zu Wasser gelassen. Die See lag glatt wie ein Spiegel, das Boot schwamm prächtig und machte nur wenig Wasser.

„Keine Sorgenfalten, Herr Sebald!“ lachte Rüstig. „Das Boot wird ganz ohne unser Zutun dicht und wasserundurchlässig wie zuvor. Ich schlage vor, wir machen nach dem Mittagessen unsere erste Fahrt nach der zweihundert Fuß entfernten Insel.“

„Damit bin ich ganz und gar einverstanden, lieber Rüstig, aber . . . ich möchte erst meine Frau benachrichtigen.“

„Schön, ich werde inzwischen Mast und Segel herrichten!“

Der alte Rüstig machte sich wieder an die Arbeit. Heiß! Wie flog der Hobel unter dem Druck seiner sehnigen Fäuste. Wilhelm hatte auch seine Beschäftigung, er mußte ein Seil um eingefalzte Nuten einer Raa wickeln und ersteres durch die Löcher an der Breitkante eines Segels hindurchziehen.

Nach dem Essen bestiegen die beiden Männer das Segelboot. An Deck standen Frau Gebald, Wilhelm, Thomas und Juno mit dem kleinen Albert auf dem Arm. Karoline lehnte dahinter und schaute mit großen Augen hinüber nach der Insel.

Die frische Brise blähte das Segel, Rüstig, der am Ruder saß, warf die Halteleine los, und schnell furchte das Boot die stillen, glatten Wasser. Schnell näherten sie sich der Küste. Das Wasser war so klar, daß sie die bunten Muscheln auf dem Grunde liegen sahen und die Fische, die mit glitzernden Leibern darüber hinschossen.

„Wir legen dort an, wo die Küste sandig und buschlos ist. Hier rechts stehen zu viel Palmbäume!“

Gebald nickte, er verließ sich ganz auf den alten Rüstig, der mit seinen fünfzig Jahren Erfahrung auf alle Fälle ein in ihn gesetztes Vertrauen rechtfertigte. In gewandtem Bogen legte das Boot an, Rüstig machte es fest, und die beiden Männer betraten das unbekannte Neuland.

Bald hatten sie das öde Küstenland hinter sich, jetzt strebten sie durch kniehohes Buschland, an dessen Ende sich der Tropenwald mit seinen Geheimnissen, seinem bunten Zauber erhob.

Sie schritten dahin durch den Sonnenglast, bald nahm das dunkelgrüne Dämmerlicht des Urwaldes beide auf, an dessen Rand lange Reihen mächtiger Kokospalmen standen. Mit Mühe mußten sich die Männer einen Weg durch die von den Kronen der Bäume niederhängenden Schlingfasern bahnen.

Feuchtwarm standen diamantenbetaute Farne und Kräuter, duftige Blüten und Palmwedel.

„Spannen Sie Ihr Gewehr, Herr Sebalb!“

Rüstigs Stimme klang fremd in diesem buntzauberhaften Naturtempel voll wilder, märchenhafter Schönheit. Für den alten Seefahrer war das alles ja nicht neu, aber Sebalb bewunderte die handgroßen Falter, die Kolibris in schillernder Gewandung und sonstige gefiederte Sänger wie ein großer, staunender Knabe.

„Der Herrgott hat uns einen herrlichen Erdenfleder beschert,“ sprach Sebalb halblaut vor sich hin.

„Ja, Herr Sebalb, einen herrlichen Erdenfleder!“ bekräftigte der alte Rüstig. „Auf dieser Insel wollen wir Hütten bauen und ihm dienen in alter Dankbarkeit!“

Als das Segelboot wieder zurückglitt über die stillen Meereswasser, stand die Sonne schon tief im Zenit. Wie ein leuchtender Blutstropfen hing sie im blauen Aether, dessen rote Farbe sich mit dem Meer vermählte, so daß auch die blauen Wellen purpurn aufleuchteten.

An Bord standen mit erwartungsvollen Augen Frau Sebalb und ihre Lieben. Freudvoll schauten sie der schnellen Fahrt des Bootes zu, das im Schein des Abendrotes näher und näher kam, am Bug silberne Schaumkämme aufwerfend.

Der alte Rüstig steuerte sicher längsseit des Wracks, bald lagen sich Frau und Mann in den Armen.

Nacht war ringsum, silberne Meernacht! Vergeblich suchte der Mond sein lächelndes Antlitz in den vom Wellenschlag zertrümmerten Bullaugen des Wracks, in welchem alles Leben wohligh geborgen schlief. In der Korallenburg unter dem einst so stolzen Schiff leuchteten Myriaden kleine Lichter; in der feuchten Tiefe herrschte reges Treiben. Ueber den Wellen aber lagerten lieder singende Nixen mit silbernen Schleiern. Ihre Stimmen klangen so seltsam, so rauschend aus der Wellenferne.

Aus der Tiefe wurden Edelweißgirlanden heraufgereicht, die aussahen wie Schaumkämme schnellbäumender Kurzwellen. Hier und da tauchte ein Sternlein sein Lichtgewand ins Meer, das sah aus wie ein goldgelber Fleck, der sich hin und her wiegte. In einer solchen Meernacht, lieber Leser, spürst du den göttlichen Odem des Weltenlenkers mit unverkennbarer Gewalt. Dein Sträuben nützt nichts, das Meer ist und bleibt einer der größten Lehrer und Philosophen für die, welche in schier unwandelbarer Verkennung der Wahrheit in Religion sich selbst zum Gotte machten. Hier, während solcher stillen und doch reichen Stunden, umweht vom All, ermahnt aus Tiefe, Höhe und Breite, zeigt dir dein Gewissen den rechten Weg, so du noch ein solches hast. Du wirst in silberner Meernacht deinen Schöpfer immer suchen und finden in gläubiger Andacht und innerster Ueberzeugung. Je tiefer du an Gott glaubst, desto höher stellst du dich als Mensch!

Am kommenden Morgen war der Steuermann Sigismund Rüstig schon bei der Arbeit, als die Sonne der Welt ihr leuchtendes Lachen zeigte. Er machte sich an dem kleinen Segelboot zu schaffen, um es für die erste Fahrt am heutigen Tage klarzumachen; denn viel gab es zu tun.

Bald stand ihm Herr Gebald und dessen Sohn Wilhelm tapfer zur Seite. Alle möglichen Gerätschaften, Werkzeuge, Segeltuch, überhaupt alles, was den Schiffbrüchigen auf der Insel irgendwie von Nutzen sein konnte, wurde an Deck aufgestapelt.

„Ich bin der Ansicht, Herr Gebald,“ sprach Steuermann Rüstig, „daß wir erst alle zum Zeltbau notwendigen Dinge im Segelboot verstauen. Wir müssen eilen, der Tag ist kurz. Sie, Ihre Söhne Wilhelm und der Thomas möchten schon mitfahren. Auch Juno kann hilfreich Hand mit anlegen, die Negerin ist kräftig und geschickt.“

„Ganz wie Sie meinen, Steuermann Rüstig,“ erwiderte

Sebalb. „Geben Sie nur Ihre Anweisungen. Wir wollen uns bemühen, alles so auszuführen, daß Sie mit uns zufrieden sind.“

Juno, die Negerin, welche inzwischen Frau Sebalb, deren jüngsten Sohn Albert und Karoline mit Speisen versorgt hatte, kam an Deck, und jetzt rührten alle fünf die Hände, als gälte es, vor Abend einen riesigen Tempelbau zu vollenden. Der alte Rüstig und Sebalb trugen große Segeltuchballen über Deck zu der Stelle, wo die Bresche in die Reeling geschlagen worden war. Vorsichtig ließen die beiden Männer ihre Lasten in die Tiefe gleiten; dann kletterte Steuermann Rüstig in das leicht schwankende Boot und verstaute die Ballen sachgemäß.

„Jetzt die Wasserschläuche, Herr Sebalb!“ rief Rüstig von unten herauf.

„Gleich! Gleich! . . . Wilhelm, schnell, mein Sohn!“

Wilhelm hatte zwei Fässer mit Wasser gefüllt und rollte diese über Deck. Der kleine sechsjährige Thomas schleppte ein Bündel Taue hinter sich her, er hatte seine Not, damit fortzukommen, weil Romulus und Remus, die beiden Hunde, freudig bellend an ihrem Spielfkameraden hochsprangen.

Juno, die Negerin, trug Werkzeuge herbei, und so mehrte sich der Haufe an der Seeseite des Wracks, wo das Segelboot lag.

„Halt! Genug!“ tönte Rüstigs Stimme aus der Tiefe herauf. „Wir können fahren!“

Die vom Steuermann bestimmten Passagiere, Herr Sebalb, seine Söhne Wilhelm, Thomas und die Negerin Juno, kletterten an der Strickleiter herunter und setzten sich im Segelboot fest.

Rüstig löste die Haltetaue, er zog das Segel auf, hurtig blies der Wind hinein, und in schneller Fahrt zerpflügte das schlanke Boot die Wasser, weiße Schaumkämme nach links und rechts verteilend.

Immer näher kam das Boot dem Inselgestade. Weithin standen hohe Palmbäume und niederes, fast undurchdringliches Gestrüpp.

Der alte Rüstig spähte nach der Stelle aus, die sanft zum Strand abließ und fast unbewachsen war. Ein Druck am Steuer, das Boot beschrieb einen kurzen Bogen und landete ruhig und sicher am flachen Strand, wo Rüstig heraussprang und schnell ein Tau um den dort spitz hervorstehenden Felsblock legte. Sicher und fest lag das kleine Fahrzeug.

„Die Stelle dort wird sich am besten für den Bau unserer Zelte eignen!“ Rüstig zeigte mit ausgestrecktem Arm nach einer in der Nähe des Strandes befindlichen Lichtung, die von hohen Palmen umwachsen war.

„Ich komme mir in dieser nicht gerade angenehmen Lage als Schiffbrüchiger so unsagbar unwissend vor, lieber Rüstig . . . Wenn Sie meinen?“ Herr Sebald, Juno, Wilhelm und Thomas folgten dem voranschreitenden Steuermann, der den Flecken mit prüfenden Augen musterte.

„Wir spannen von diesen beiden Palmen aus ein Seil in zwei Meter Höhe,“ unterrichtete Rüstig Herrn Sebald, „dann werfen wir das eine große Segeltuch darüber hinweg und spannen es zu beiden Seiten mit Pflöcken schräg ab. Mit dem anderen Zelt verfahren wir in derselben Weise. Während Sie hier arbeiten, Herr Sebald, werde ich inzwischen mit dem Boot die anderen Sachen herüberholen. Sollte irgendein unerwarteter Fall eintreten, eine Gefahr drohen, so schießen Sie Ihr Gewehr einmal ab. Dann komme ich schnell zu Hilfe.“

Sebald nickte, Rüstig half das Tau zwischen die beiden Palmbaumstämme knüpfen, während Juno, Wilhelm und Thomas alle im Boot befindlichen Gegenstände an Land trugen.

Als das Segelboot leer war, machte sich Rüstig zur Rückfahrt fertig, und bald glänzte das kleine, weiße Segel im Sonnenschein über den azurblauen, spiegelglatten Wassern.

Wieder an Bord des Bracks angelangt, schleppte der alte Rüstig Dedden, Matrazen und Rissen herbei, sowie Balken und Planken, die in der Last des Schiffszimmermannes vorrätig



waren. Auch gepökeltes Fleisch und alle erdenklichen Konserven wanderten nacheinander in das Segelboot. Eben wollte Rüstig wieder hinabsteigen in eine der Lasten, als er sich jäh aufrichtete.

Donnernd hallte der Krach eines Schusses von der Insel her über das Meer. Das bedeutete Gefahr.

„Was mag vorgefallen sein auf der Insel?!“

Hastig kletterte Rüstig in seinen Segler, schnell löste er die Haltetaue, und flugs schoß das Boot durch die Wasser der Insel zu.

Als Rüstig mit schußfertigem Gewehr an Land sprang, hörte er schon das klägliche Geschrei des kleinen Thomas. In langen Sprüngen eilte der Alte der Stelle zu, wo Herr Sebald, Wilhelm und Juno eifrig tätig waren beim Zeltbau.

Staunend blieb der Steuermann stehen, dem friedvollen Treiben zusehend. Der kleine Thomas saß heulend auf einem weichen Moosfleck, unweit von ihm lag das Gewehr, welches Rüstig Herrn Sebald ausgehändigt hatte.

„Was war denn los, Herr Sebald?!“ rief Rüstig schweratmend.

„Der Thomas hat wieder eine Dummheit gemacht,“ lachte der Befragte. „Wir waren hier emsig tätig und gaben auf den Kleinen keine Obacht. In der Zwischenzeit hatte sich Thomas des Gewehres bemächtigt und damit gespielt. Dabei muß er wohl mit den Händen an den Abzug gekommen sein, der Schuß ging los, und jetzt heult er wie ein kleiner Teufel. Nichts wie Dummheiten macht der Kleine ...“

Rüstig schüttelte den Kopf mißbilligend.

„Da hätten Sie besser Obacht geben sollen, Herr Sebald. Es hätte schlimm ablaufen können!“

„Sie haben nur allzu recht, lieber Steuermann,“ entgegnete der Verwarnte. „Ich verspreche Ihnen, daß ich in Zukunft besser acht gebe.“

Rüstig ging zu Thomas hin, hob das in dessen nächster Nähe liegende Gewehr auf und legte es zwischen die Aeste eines Knorrenstranches. So hoch, daß Thomas es nicht erreichen

konnte; dann eilte der Alte an den Strand, um sein Segelboot zu entladen.

An diesem Tage wurden nicht weniger als zwölf Fahrten zwischen Brack und Insel zurückgelegt.

Schon lag wieder der purpurne Abendsonnenglanz auf Meer und Insel, als Rüstig zu Herrn Sebald sprach:

„Ich muß Ihren Fleiß und Ihr Geschick loben! Die Zelte sind fertig . . . In diesem hier schlafen wir und die Knaben, im anderen Frau Sebald, Karoline, Juno und Albert, der wohl bei seiner Mutter am besten aufgehoben ist . . . Kommen Sie, wir wollen die noch an Bord Befindlichen herüberholen!“

Rüstig und Sebald bestiegen den kleinen Segler.

„Juno! Paß auf die Knaben auf!“ rief Herr Sebald noch laut; dann löste sich das Boot vom Strand ab.

Am Brack angelangt, kletterten die beiden Männer die Strickleiter empor, und Sebald suchte sofort seine Frau auf, die sich nur langsam von ihrer Seekrankheit erholte. Von ihrem Mann und ihrer Tochter Karoline geführt, kam sie, den einjährigen Albert auf den Armen, an Deck.

Mit Sorgfalt wurde die etwas kränkliche Frau in dem Segelboot untergebracht, mit wollenen Decken umwickelt und achtsam gestützt von ihrem Mann, der seine Frau über alles liebte. Karoline hatte Albert auf den Arm genommen. Inzwischen brachte Rüstig noch Trinkwasser und Lebensmittel in das Boot, er melkte die Ziegen, versah das an Bord befindliche Vieh mit Futter und stieg dann ebenfalls in den Segler.

„Sieh, liebe Frau,“ tröstete Sebald das besorgte Weib, „sieh, wie schön die Welt ist!“

Wie ein Purpurmantel leuchtete das weite Meer. Hier und da blinkten goldene Flecken auf den wiegenden Wassern, Möwen strichen durch die rosigen Lüfte wie weißgesiederte Pfeile, hier und da tauchte ein Delfphin aus dem leise atmenden Meer, silberne Kringel hinterlassend. Es war eine Abend-

stimmung, die Freude und starkes Hoffen an einen neuen, schöneren Tag in jeder Menschenbrust wecken mußte.

Dankbar sah Frau Sebald ihrem Mann in die Augen.

„Ja, du hast recht . . . Die Welt ist schön . . . Und unser Herrgott ist ein gütiger Schöpfer, der es wohl mit uns gemeint hat . . .“

Leicht glitt das Segelboot unter dem Steuerdruck des alten Rüstig auf die Insel zu. Die Landung vollzog sich glatt und ohne Zwischenfall. Während der Steuermann das Boot festmachte und das Segel reffte, ging Herr Sebald mit seiner Frau und Karoline, die den einjährigen Albert trug, nach den Zelten.

„Hier wohnst du mit deinem Stabel!“ Lächelnd schlug Sebald die Plane an der schmalen Zeltseite zurück.

Staunend bewunderte Frau Sebald die Einrichtung. Die an Bord des Bracks befindlichen eisernen Bettgestelle waren im Zelt aufgeschlagen worden, dicke Läufer bedeckten den Erdboden; es war so wohnlich, wie die Umstände es nur einigermaßen zuließen.

„Es ist alles auf die Anweisungen unseres lieben Rüstig so angeordnet worden, liebe Frau!“

„Ach, wie sollen wir diesem uneigennütigen Manne danken?!“ rief die schlanke Frau mit dem zarten, blassen Gesicht aus.

Da kam Rüstig heran, er hatte die letzten Worte gehört.

„Keinen Dank, Frau Sebald! Alles, was ich tue, wird mir von meinem Pflichtgefühl diktiert. Ich bin herzlich froh darüber, daß ich alter Mann Ihnen mit meinen Erfahrungen dienen kann. Eins nur beunruhigt mich . . . Ich bin erschöpft von den schlaflosen Nächten in den letzten Stürmen, meine Augen brennen, und das Herz will nicht mehr so wie ehemals, es kann schnell mit mir zu Ende gehen. Sie alle aber sind so furchtbar unselbstständig und ratlos in der neugeschaffenen Lage. Darum wünsche ich nur eins, der Herrgott möge mich noch so lange er-

halten, bis Sie mich wirklich nicht mehr brauchen . . . Haben Sie nichts zu trinken? . . ." setzte der Alte röchelnd hinzu.

Ganz erschrocken sprang Herr Sebald mit einem Trinkbecher nach den Wasserrässern und brachte flugs das köstliche Naß.

"Hier, lieber Rüstig, trinken Sie! Wir sind doch undankbare Menschen, denken immer nur an uns und unser Wohl. Der Herrgott möge uns diese Selbstsucht verzeihen!"

Der Steuermann trank in langen Zügen, das Trinkwasser erfrischte ihn merklich.

"Für heute ist genügend Arbeit vollbracht," sprach er, "wir haben alle Veranlassung, unserem Gott für seine gütige Vorsehung zu danken, ehe wir uns schlafen legen."

Im Glanz der untergehenden Sonne kniete der alte Steuermann nieder, faltete die harten, schwieligen Hände und brachte dem Weltenschöpfer im Namen aller ein inniges Dankgebet.

In wenigen Minuten überschatteten sich Meer und Insel, die Nacht brach herein, und bald lagen unsere Schiffbrüchigen im tiefsten Schlafe.

Am nächsten Morgen war Vater Sebald zuerst auf den Beinen. Lautlos trat er aus dem Zelt und blickte hinein in den erwachenden Tag voll Frühglanz und Morgenrot. Weithin zeigte der Himmel ein klares, heiter blaues Bild. Eine leichte Brise kräuselte den Wasserspiegel. Plätschernd rollten kleine Wellen auf den weißen Sand der Bucht.

Zur Linken erhoben sich wellige Hügelgebilde, hinter denen sich der Urwald entlangzog mit all seinen bunten, verwirrenden Geheimnissen. Zur Rechten ragte eine Korallentwand fast steil aus der See und schloß sich wie eine Brustwehr wenige hundert Schritte weiter an Land am grünen Buschwerk an, so eine natürliche Mole bildend, die ein kleines Hasenbecken umgrenzte. Weit draußen lag das Wrack des „Pacific“. Wie ein über-

weltliches Seeungeheuer kauerte es in der Meerlandschaft und bildete den hervorstechendsten Punkt in der weiten, rauschenden, raumenden See. Schon sandte die Sonne glühende Strahlen hernieder. Sobald stand im Schatten der Palmen und schaute mit in sich gekehrten Gedanken wie ein Träumender umher. Die Blätter der Palmen, Büsche, Farne, Lianen und Alpenrosen raschelten im Frühwind, als wollten sie die vielen tausend Märchen aus dem Lande der Wunder dem Einsamen erzählen, dessen freudiges Gefühl durch den Anblick des Bracks da draußen gedämpft wurde.

„Wie seltsam Mutter Natur mich mit ihrer wildfremden Schönheit an den großen Weltenschöpfer mahnt,“ sprach Vater Sebald leise vor sich hin. „Und um wievieles seltsamer noch seine wundertätigen Werke und Wege sind . . . Wenn ich unruhvoll einer brandenden, ewig gehezten Welt den Rücken kehren wollte, wahrhaftig, dieser Platz auf einsamer Insel wäre mir gerade recht. Kann ich mir doch nichts Friedvolleres denken in dieser trostreichen Stille. Ich kann zufrieden sein . . . Weib und Kinder sind bei mir . . . Ein treuer Freund und Helfer steht uns allen zur Seite, gerade als hätte ihn uns der Herrgott selber geschickt im tiefsten Leid. Wie dankbar bin ich dir, du allgütiger Schöpfer dort oben!“

Langsam trat Sebald zu dem Zelt, in dem der alte Sigismund Rüstig wie ein Toter schlief. Die Hunde wedelten bei seinem Eintritt mit den Schwänzen, Wilhelm dabei aus dem Schlaf weckend.

„Komm, zieh dich an und störe mir den guten Rüstig nicht,“ flüsterte Vater Sebald. „Er hat die Ruhe redlich verdient und immer für uns gewacht in Sturm und Not.“

Behutsam verließen beide das Zelt, Vater und Sohn standen Hand in Hand im Frühganz der goldenen Morgensonne.

„Wilhelm, wir wollen versuchen, für alle ein schmachtendes Frühstück zu bereiten. Es wird uns gelingen, mein Sohn, komm.

... Such' die dürrn Palmblätter und trage sie zu einem Haufen zusammen, es wird einen vortrefflichen Brennstoff abgeben."

Der verständige Knabe sah seinen Vater fragend an.

"Aber womit wollen wir denn Feuer machen, lieber Vater?"

"Nun, wir tun es den Wilden nach," lächelte Vater Sebalb, "die reiben trockene Hölzer so lange aneinander, bis sie glimmen. Sollten wir dieses Kunststück nicht fertigbringen, was ich befürchte, so müssen wir wohl eine Lunte mit Pulver fertigen und diese mit Hilfe einer Lupe in der Sonne zum Brennen bringen."

"Wir haben aber keine Linse, Vater . . ."

"Nun gut; dann schrauben wir eine aus dem Teleskop, lieber Wilhelm."

"Das ist an Bord des Bracks."

"Dann müssen wir hinüberfahren! . . . Wir sind zwar keine Seeleute, aber unsere Kraft wird hinreichend sein. Auch müssen wir Tee oder Kaffee herüberholen. Milch für den kleinen Albert und Mutter brauchen wir doch ebenfalls."

"Gut, Vater! Wir fahren!"

Wilhelm löste die Halteleinen des Segelbootes, beide sprangen hinein, griffen zu den Rudern, und bald verriet das silberne Ringnetz die Stellen, wo Vater und Sohn die langen Hölzer eintauchten.

Bald war das Brack erreicht. Vater Sebalb befestigte das Boot, und Wilhelm kletterte schnell die Strickleiter empor an Deck, um sogleich in der Kombüse zu verschwinden. Schon öfters hatte der Knabe mit dem Steuermann Sigismund Rüstig zwischen den Töpfen und Schüsseln, zwischen dem Bottichen und Eimern, in den Kisten und Kästen gekramt. Es war ihm nicht mehr fremd, wo die edlen Teekräuter und Kaffeebohnen verwahrt waren. Er nahm einen Beutel feinsten Tee; dann eilte der Knabe in den Raum, der während langer, sturmreicher Fahrt

Mutter und Geschwister beherbergt hatte. Dort packte Wilhelm viel reines Unterzeug und alle Frauengewandungen in ein Bettlaken, das er sorgsam verknötete und ächzend über die schmale Treppe an Deck trug.

„Aber Wilhelm! Wo willst du denn damit hin?“ staunte der Vater seinen Sohn an. Er hatte die Ziegen gemolken und hielt einen Krug mit Milch bis zum Rand gefüllt in der Rechten. „Ich wunderte mich schon, wo du stecken könntest.“

„Mutter wird sich freuen,“ Wilhelms blaue Augen glänzten, „wenn sie ihre Wäsche bei sich hat, Vater!“

Vater Sebald nickte stumm vor sich hin, er war im stillen stolz auf seinen Sohn, der so anständig war und durchaus überlegt handelte.

Bald stießen Vater und Sohn vom Brack ab, nachdem sie alles Vieh mit Futter versorgt hatten. Ohne Zwischenfall erreichten sie den Rüstenstrich, und mit einiger Mühe brachten beide doch ein ganz hübsches Feuer zustande.

Nicht lange danach war der Tee fertig, die Ziegenmilch wurde leicht angewärmt für den einjährigen Erdenpilger, der in seinem kurzen Hemdchen wie ein Irrwisch im Zelt seiner Mutter herumkrabbelte und lustig kreischte. Juno, die Negerin, ging mit den Kindern, außer Wilhelm, an den Strand, um in seichtem Wasser zu baden, Frau Sebald trat ebenfalls aus ihrem Zelt hervor, um hilfsreich bei der Zubereitung des Frühstücks zu helfen. Sigismund Rüstig aber schlief noch immer wie ein Toter in den sonndurchzitterten Morgen hinein, das Alter forderte seine Rechte.

Als alles fertigbereitet war, ging Vater Sebald, den alten Steuermann zu wecken.

„Vater Rüstig! Es ist an der Zeit zu frühstücken!“

„Alle Heiligen,“ Sigismund Rüstig rieb sich den Schlaf aus den Augen, „ich alter Schlaffack habe es ehrlich verdöst, Herr Sebald!“

„Das macht nichts, Vater Rüstig!“ lachte der ebenfalls hochgewachsene, breitschultrige Mann, „Sie haben den Schlaf redlich verdient!“

Der Steuermann des gestrandeten „Pacific“ kleidete sich hastig an und eilte dem Strand zu, um sich zu waschen. Da sah er zu seinem nicht geringen Schrecken Juno mit den Kindern im Wasser herumwatschen.

„Juno!“ brüllte der Alte mit Stentorstimme, „willst du sofort mit den Kindern an Land kommen! Kreuzbombengranaten und Schrapnells, so ist es, wenn man schläft bis in den Mittag!“

Erschreckt eilte die Negerin mit Karoline, Thomas und dem kleinen Albert, den sie in den Armen trug, an Land.

„Was ist denn, Massa Rüstig?“

„Mädel! Hier wimmelt es von Haifischen! Vorläufig ist an Baden nicht zu denken, ehe wir nicht eine Umzäunung gebaut haben.“

Bleich vor Schreck eilte Mutter Gebald herbei. Sie hatte die Worte des Steuermannes gehört und bangte um ihre Kinder, die sie über alles liebte.

„Ach Gott!“ klagte die schlanke, zarte Frau, „Steuermann Rüstig! Welch ein Glück, daß Sie bei uns sind! Wir hätten die Kinderchen blindlings in den Tod geschickt!“

„Ja ja . . . Madam,“ nickte Rüstig, „an der Luvseite der Insel, wo wir uns befinden, treten diese Seebestien nicht sehr häufig auf, wenigstens nicht so zahlreich wie im Lee der Eilande. Immerhin zähle ich diese friedvolle Bucht zu dem Lieblingsaufenthalt der Meerhaie. Juno darf darum nie mehr mit den Kindern ins Wasser gehen, solange die Stelle nicht abgezäunt ist.“

„Ueberall Gefahren! . . . Ueberall Gefahren!“ jammerte Frau Gebald mit tränenden Augen.

„Beruhigen Sie sich, Madam,“ tröstete der Steuermann, „wir bleiben ja nicht hier.“

„Warum nicht?!“ riefen mehrere Stimmen zugleich, und fragend hefteten sich aller Blicke an den Mund des alten Seefahrers.

„Weil wir unseren Wohnort dort aufbauen müssen, wo Trinkwasser zu finden ist. Wenn wir auf dieser Insel keine Quelle entdecken, müssen wir unsere Zelte irgendwo anders aufschlagen.“

Vater Sebald nickte zustimmend.

„Vorläufig haben wir nicht Zeit zu einer Entdeckungsreise auf der Insel,“ sprach Sigismund Rüstig weiter, „solange die Tage schön sind, müssen wir vom Brack holen, was irgend noch zu holen ist. Ich schlage vor, daß wir jetzt nach dem Frühstück alles Vieh herüberschaffen!“

Niemand hatte etwas einzuwenden, und gleich nach dem Frühstück, das allen trefflich mundete, startete das Boot mit vollem Segel unter Rüstigs sicheren Seemannsfäusten auf das Brack zu.

Am Bord angekommen, schafften die Männer in erster Linie die quiettschenden Schweine an Deck.

„Wir wollen einen Versuch machen, Herr Sebald,“ ließ Rüstig seine Stimme ertönen, „gückt es, brauchen wir die Tiere gar nicht erst ins Boot zu bringen.“

Der Alte hob eins der Schweine über die Reeling und ließ es senkrecht ins Wasser plumpsen. Laut quiettschend strampelte das Tier im nassen Element, um dann instinktiv nach Land zuzuschwimmen. Doch kaum war es einige hundert Meter vom Brack entfernt, als Rüstig mit ausgestrecktem Arm nach einer Stelle zeigte, die in der Schwimmrichtung des Tieres lag.

„Sehen Sie die dreieckige Rückenflosse hinter dem Schaumstrudel im Wasser, Herr Sebald?!“

Der Angesprochene blickte nach der bezeichneten Stelle, ein

mit langen, scharfen Zahnreihen gewappneter Rachen tauchte im selben Augenblick aus den leise wiegenden Wellen, das Schwein brüllte schmerzhaft auf und war in derselben Sekunde verschwunden. Der Hai hatte es mit sich in die Tiefe genommen.

„Das geht also nicht . . . Aber besser ein Tier als ein Kind,“ sprach Rüstig. „Wir müssen die Tiere im Boot an Land befördern. Eine mühevolle Arbeit, werter Herr Gebald.“

Die beiden Männer ließen ein Schwein nach dem anderen an Stricken in das Boot hinab, wo Wilhelm bereitstand, die schwebenden Lasten beim letzten Niedersinken an den rechten Platz zu dirigieren. Dann kamen die Ziegen an die Reihe. Das Boot sank bedenklich tief ein.

„Es genügt! Sonst überlasten wir das Boot!“

Steuermann Rüstig gebot Einhalt, die Männer nahmen in dem schwer beladenen Fahrzeug Platz, und hurtig durchpflügte der Bug des kleinen Seglers die wiegenden Wasser. Die Brise ging günstig, straff stand das Segel vor dem Mast.

Da . . . plötzlich tauchte eins der Ungeheuer aus der Tiefe, mit gierigen Augen nach dem Boot spähend. Die Schwanzflosse des Hais peitschte die Wasser zu kochenden Wirbeln auf, immer näher kam der gierige Rachen den Bootsinsassen. Steuermann Rüstig hatte seine Not, das Boot so zu lavieren, daß die Schläge des Seeungeheuers nicht trafen; denn sie hätten die Rumpfschale zertrümmert.

„Herr Gebald! Greifen Sie zum Gewehr, schießen Sie!“ brüllte der Steuermann, dem Boot schnell eine andere Richtung gebend; denn schon wieder holte der Hai zum verderblichen Schlag aus.

Weit holte das Segelboot über, so daß sich alle drei Passagiere festhalten mußten. Wilhelm saß bleich, mit zusammengekniffenen Lippen mittschiffs; kein Laut kam über die Lippen des tapferen Jungen, dessen Augen jede Bewegung des riesigen Fisches verfolgten. Jetzt schlug das Segelboot im rauschenden

Schaumwirbel nach der anderen Seite zurück, kräftiger blies der Wind, Steuermann Rüstig bog sich weit nach vorn, in der Linken das Steuer, in der Rechten die Segelleine.

„Herr Sebald! Schießen Sie doch endlich!“

Aber jedesmal, wenn Vater Sebald nach dem Gewehr greifen wollte, schwankte der Bootsrumpf so heftig, daß er sich wie sein Sohn Wilhelm mit beiden Fäusten festklammern mußte. Die Gefahr wuchs von Sekunde zu Sekunde! Jetzt peitschte der Schwanz des Riesenfisches die Wellen noch einmal gewaltig auf, pfeisend fuhr die Schwanzflosse durch die wasserzerstäubte Luft . . . da . . . ein kläglicher Schrei, und lautlos versank der Hai mit seiner Beute in der Tiefe. Eine vorn im Bug befindliche Ziege war über Bord gestürzt, gierig hatten sich die Zähne des Tieres in seinem Opfer verbissen, und triumphierend tauchte es nieder in sein feuchtes, dunkles Reich, wo alle Körper leicht schwebten wie von irdischer Last befreit.

„Die Ziege hat uns allen das Leben gerettet!“ rief Rüstig.

„Nun flugs an Land!“

Unter seiner sicheren Führung glitt das Segelboot noch immer leicht schwankend durch die aufgeregten Wellen dem Küstenstrich zu, wo die Zelte standen. Schnell wurden die Tiere an Land gebracht, entfesselt und laufen gelassen. Angstvoll blökend sprangen die Ziegen ins grüne Gebüsch, und gleich danach stampften die flinken Spaltfüße der freigelassenen Schweine grunzend durch das Farnkraut der Niederung.

„Jetzt noch die Hühner und die Schafe!“

Steuermann Rüstig sah seine beiden Begleiter forschend an, als wollte er fragen, ob sie nicht doch lieber auf der sicheren Insel bleiben sollten. Aber schweigend stiegen Vater und Sohn wieder ins Boot.

Als der Abend mit seinen geheimnisvollen Schatten nahte, hob sich des Steuermanns breite Brust mit dem zufriedenen Seufzer:

„Das nenne ich ein gutes Tagewerk, Herr Sebald!“

Dabei liefen seine Blicke über die am Strand aufgestapelten Dinge. Da lagen Balken, Bretter durcheinander, Eimer und Bottiche standen umher, Säcke voll Korn und Mehl lehnten aneinander. Kurzum, es war anzuschauen, wie ein in Eile hergerichtete Feldverpflegungsdepot für durchmarschierende Soldaten.

„Morgen wird es viel zu schaffen geben, Rüstig,“ brach Vater Sebald das sekundenlange Schweigen.

„An Arbeit wird es uns nie fehlen,“ nickte der Befragte, „wir müssen Zelte für die Unterbringung der Güter errichten, diese ordnen, damit wir einen klaren Ueberblick über unsere Vorräte gewinnen. Es beginnt nun bald die Regenzeit; dann muß alles unter Dach und Fach sein . . . Wenn wir mit den Vorbereitungen zu Ende sind, wird auch die Expedition ins Innere unternommen, um einen geeigneten Platz zu finden, wo wir uns ein Haus bauen können.“

„Ist das denn möglich, Onkel Rüstig?“ fragte Wilhelm mit staunendem Augen.

„Aber natürlich,“ lächelte der Seemann, „die Kokospalme liefert uns das Holz dazu. Davon gibt es hier die Menge. Dieser Baum ist überhaupt der nützlichste von allen. Er liefert das beste und leichteste Holz, die Rinde läßt sich ebenfalls verwerten, aus deren Fasern sich Tauen, Leinen, ja sogar Netze herstellen lassen. Mit den langen, breiten Blättern wird das Dach bedeckt und somit wasserdicht gemacht, auch Hütte und Körbe lassen sich daraus verfertigen. Und die Frucht kennt doch wohl jeder?“ Rüstig sah sich im Kreise seiner Zuhörer um. „Die Frucht, deren Kern sehr gut zu essen ist, enthält eine wohlschmeckende und nahrhafte Milch, auch kann man brauchbares Del aus dem Nußkern pressen, dessen harte Schale wiederum zu Gefäßen aller Art verwandt werden kann. Die Kokospalme liefert dem Menschen so ziemlich alles, was

er unbedingt braucht, um sein Leben fristen zu können. Von keinem anderen Baum läßt sich das gleiche behaupten oder nachweisen."

"Das alles war mir bisher gänzlich unbekannt, Herr Rüstig! Ich danke Ihnen für die Aufklärung." Frau Sebald hatte, sowohl wie ihr Mann und die Kinder, aufmerksam zugehört.

"Ein Glück ist es," sprach Wilhelm, "daß es hier so viel Palmen gibt."

"Du hast recht, mein Junge!" Rüstig klopfte ihm auf die Schulter. "Sonst hätten wir auch nicht daran denken dürfen, mehrere für den Hausbau zu fällen; denn wir haben die heilige Pflicht, daran zu denken, daß auch andere Schiffbrüchige nach uns an dieser Insel stranden könnten. Denen dürfen wir das zum Leben Notwendige nicht nehmen!"

Bewundernd blickten alle den alten Rüstig an, der an alles bis ins kleinste dachte und immer weise handelte wie ein von Gott Gesandter. Auch dieser Tag ging zur Rüste, und als der Blutstropfen am fernen Horizont im weiten Weltmeer versickerte, schiefen unsere Schiffbrüchigen nach inbrünstigem Gebet den denkbar erquickendsten Schlaf des Friedens, aus dem sie neue Kraft schöpften für den kommenden Aufstieg einer neuen, wärmenden Lebenssonne . . .

Wie die bunten Perlen einer Kette, rauschten die Tage an unseren lieben Inselbewohnern vorbei in das stumme Meer der Ewigkeiten, wo Raum und Zeit rastlos versinken, ohne daß der Sterbliche es ernstlich wahrnimmt, sofern ihn dringende Geschäfte mit all seinem Denken und Tun gefangennehmen.

"Heute wollen wir einen Kriegsrat einberufen, Herr Sebald!"

Ernsthaft blickte der Steuermann Sigismund Rüstig vor sich nieder in den Sand, gemächlich an seiner kurzen Pfeife ziehend.

„Aus welchen Gründen, Vater Rüstig?“

Sebald sah dem Alten fragend in die stahlblauen Augen, als wollte er sich aus diesen Sternen die Antwort herauslesen.

„Weil es dringend notwendig wird, an unsere Expedition zu denken.“

Herr Sebald griff sich an die Stirn.

„Richtig, Steuermann Rüstig! Das habe ich ganz vergessen! ... Kommt her! Kommt alle her!“ rief er mit lauter Stimme in die Runde.

Vom Strande her kamen Karolinen und Juno, aus dem Zelt tauchte Frau Sebald mit dem kleinen Albert hervor, der sich mit seinen noch so niedlichen Patschhändchen an ihren Rocksaum klammerte und unsicher auf den zierlichen Beinchen balancierte. Wilhelm und Thomas sprangen ebenfalls schnell herbei, hinter ihnen die Hunde Romulus und Remus. Es wurde vor dem Zelt der Männer ein winziger Kreis gebildet, und sogleich begannen die Beratungen.

„Da unser Trinkwasser zur Neige geht,“ nahm Steuermann Rüstig als erster das Wort, „wird es Zeit, daß wir uns auf der Insel nach einer Quelle umsehen. Schon aus diesem Grunde ist eine Expedition unerlässlich. Jetzt bleibt bei dem Unternehmen, das durchaus nicht ungefährlich ist, eine Frage offen: wer begleitet mich?“

Alle hatten dem Alten gespannt zugehört, jetzt blickte einer zum anderen:

„Wie wäre es, wenn ich mitginge, Vater Rüstig?“ äußerte sich Herr Sebald.

„Nein!“ rief seine Frau angstvoll, „das lasse ich nie und nimmer zu, Herr Rüstig! Was sollte dann aus mir und den Kindern werden?!“

Sigismund Rüstig lachte:

„Madam, ich bin ganz Ihrer Meinung. Der Mann gehört zur Frau! Aber ich möchte doch dann darum bitten, daß

Sie mir unseren waderen Wilhelm mitgeben. Der Knabe ist verständig, kräftig und gewandt ..."

Frau Sebald erbleichte, ihr war ein Kind genau so lieb wie das andere, in aller Stille focht sie einen schweren inneren Kampf durch. Sie schwieg noch immer und blickte fragend zu ihrem Mann auf:

"Was meinst du, lieber Mann?"

"Es wäre allerdings die einzige Möglichkeit ... Es ist ja sonst niemand, der unseren Beschützer und Ratgeber begleiten könnte."

"So geh denn in Gottes Namen, lieber Sohn!"

Mit Tränen in den guten Mutteraugen umarmte Frau Sebald ihren ältesten Sohn, ihm noch flehend ins Ohr flüsternd, daß er sich auch ja recht in acht nehme und immer weise Vorsicht walten lasse. Ein Mutterherz ist ein tiefer, unerschöpflicher Born voller Liebe und Sorge, wenn es sich um das Wohl und Wehe eines ihrer Kinder handelt. So auch hier. Die blass, zarte Frau konnte sich lange nicht beruhigen. Aber es stand nun einmal fest, daß Wilhelm mitging, und sofort traf Rüstig seine Vorbereitungen.

"Sie, Vater Sebald, schleifen auf dem Schleiffstein eine Axt für mich und ein leichtes Beil für Wilhelm. Ich nehme eines der Gewehre mit, etwas Pulver und Kugeln. Während Sie die Beile schleifen, nähe ich zwei Rucksäcke, in denen wir Proviant für die drei Tage mitnehmen. Außerdem müssen zwei Wasserflaschen gefüllt werden. So hat jeder seine Beschäftigung bis zum Abend."

"Recht so," nickte Herr Sebald, "Thomas, du kleiner Schlingel, wirfst mir den Schleiffstein drehen!"

Thomas hätte schon lieber Burgen im feuchten Meersand gebaut; aber weil Onkel Rüstig ihn gelobt hatte, ging er ohne Murren, seinem Vati zu helfen.

Noch war der helle Tag so unendlich fern, als Rüstig und Wilhelm am anderen Morgen noch vor dem aufsteigenden Dämmererschein bereits auf der Wanderung waren.

Alle zwanzig Schritt hieb der Steuermann die Rinde eines Baumes zur Rechten an, und er gab dem Knaben die Weisung:

„Tue dasselbe auf der linken Seite des Weges, den wir uns durch den Urwald bahnen.“

„Warum das, Vater Rüstig?“ fragte Wilhelm wißbegierig.

„Damit wir mühelos den Rückweg wiederfinden, lieber Junge.“

Und weiter kämpften sie sich mit ihren Aerten einen Pfad in das grüne Geranke der Schlingfasern und Gestrüppe. Bald waren sie von einem sonderbaren smaragdartigen Lichtschein umgeben, die Luft war feucht und warm wie in einem Treibhaus. Ueberall Undurchdringlichkeit, überall ineinandergewachsene Knorren, Aeste, Schlingpflanzen, Palmbüsche und Farne. Dabei versank ihr Fuß in dem blumenreichen, moosüberwucherten Waldboden wie in einem dicken, echten Smyrnateppich. Seltene Düfte heraufschten fast ihre Sinne, Papageien kreischten, sich an irgendeinen Zweig klammernd, die kleinen, flinken, schlülernden Kolibris flatterten hierhin und dorthin, Falter schwammen lautlos im Dämmerchein, Schmetterlinge in selten buntvermengten Farben gaukelten flüchtend von Blütendolde zu Blütendolde. Unter den Farnkräutern und zwischen dem Moos liefen Eidechsen und Salamander von ziemlicher Größe huschend davon. Käfer mit höchst sonderbaren Geweißen und glänzenden Rückenpanzern stolzierten mühevoll zwischen den Halmen hin wie müde, schwerbeladene Pilger. Kletteraffen sprangen mit neugierigen Augen, dumme Fragen schneidend, von Ast zu Ast. An einem starken Brotfruchtbaum wand sich eine Klapperschlange hoch. Ihr Rumpf leuchtete verführerisch zwischen den

Schlingfaseradern hindurch. Ueberall war Bunttheit, Wildheit, fremde Schönheit und lauernde Gefahr. Und über all den Geheimnissen der Tropenwildnis das grüne Dämmern, wie man es mit offenen Augen in größeren Bergseen wahrnehmen kann, berauschend, verführerisch anziehend und leise raunend, als wollte es uns von Tausendundeiner Nacht noch nie Gehörtes berichten aus einem Reiche ungeahnter Wunder und Zauber.

Wilhelm konnte sich nicht sattsehen an all dem Neuen, von Menschenhand noch Unberührten. Emsig fragte er den alten Seefahrer, der ihm immer geduldig Rede und Antwort stand, der die frohlockende Kinderseele dieses Knaben so recht zu verstehen, nachzufühlen wußte, der den wachsenden Gedankengang dieses Jungen weise lenkte und heranbildete zum selbständigen Denken und Handeln.

Zwischen all dem Jubilieren, Flattern, Kreischen, Setern, Schreien im grünen Dämmerlicht eines weltenfernen, einsamen Reiches klang immer noch alle zwanzig Schritt der Arthieb des alten Rüstig, dem der des Knaben wie ein Echo folgte.

Dann wurde es einen Augenblick ganz still und stumm in der Runde, als hätte ein Zauberer die prickelnde, bunte, lebensfrohe Urwaldwelt dem Tode überliefert. Aber nur einen Augenblick; dann war der Bann des unsichtbaren Magiers durchbrochen, und nur um so lauter, lärmender setzten die bekannten Tierstimmen wieder ein zu dem gewaltigen Konzert zwischen und unter jahrhundertealten Baumriesen.

Da . . . urplötzlich raschelte es stark im Gestrüpp, der Steuermann hob sein Gewehr und legte den Zeigefinger an den Abzug. Romulus und Remus, die beiden Hunde, die mit zur Expedition gehörten, stürzten mit wütendem Gebell davon, hinein in die verstrickten Farne und stacheligen Ranken. Vorsichtig umgingen Sigismund Rüstig und sein Begleiter die Gestrüppinsel, als auch schon grunzend und quiekend die von ihnen an Land gesetzten Schweine hervorstürzten. Die beiden

Hunde bellten mit schäumenden Schnauzen hinterdrein und standen wartend mit hängender Zunge, als der Steuermann sie rief.

„Die Tiere haben Durst, Onkel Rüstig. Darf ich ihnen etwas zu saufen geben?“

„Nein, mein Junge! Wir brauchen das Wasser für uns. Die Hunde müssen dursten! Es klingt hart und sieht aus wie Tierquälerei. Morgen vielleicht schon, wenn wir Glück haben, wirst du das Nützliche dieser scheinbar harten Handlung einsehen lernen. Komm, wir wollen uns niederlassen und speisen. Ist nicht zuviel vom Salzfleisch, und sei enthaltfam im Trinken.“

„Onkel Rüstig, ich werde deine Ratschläge nicht nur befolgen, sondern auch merken für spätere Tage!“

„Recht so, mein Junge! Dann wird auch einmal ein brauchbarer Mann aus dir!“

Beide saßen inmitten des Urwaldes, umgeben vom immer dunkler werdenden grünlichen Dämmern, und speisten mit gutem Appetit; dann wickelten sie sich in ihre Decken und schliefen wie zwei echte Weltenbürger, über denen ein Höherer gütig wacht.

In diese Wildnis drang kein Sonnenlicht, der smaragdene Schein eines warmen, lebenerweckenden und lebenerhaltenden Lichts verriet, daß es Tag war.

Schon eine Stunde waren unsere beiden Inselforscher wieder auf dem beschwerlichen Wege. Endlich, gegen Mittag lichtete sich der dichte Wald. Wilhelm, der dem Steuermann ein Stück vorausgeeilt war, hatte eine Hügelwelle erklimmen und rief begeistert:

„Onkel Rüstig! Das Meer! Das Meer!“

Bald stand der Alte neben dem Jungen und schaute mit suchenden, forschenden Augen in dem märchenhaft schönen Panorama nach einem bestimmten Etwas.

Links zogen sich dunkelgrüne, von Palmbüschen und Farnen überwucherte Hügelketten bis hinab an den in halbbrundem Bogen auslaufenden Strand, der in lange, bis in die azurblauen

Meertiefen vertauchende Riffs verlief. Ueber letztere brandeten wuchtende Wellen, mit ihren weißen schaumgeborenen Armen den Korallenbau umarmend, der durch Jahrhunderte hindurch allmählich zu Stein geworden war. Wie ein unendliches Heer schnaubender Meerrosse mit flatternden, weißen Mähnen kam es aus der Ferne auf die Insel zugeschwommen. Die Sonne schickte ihre goldenen Pfeile hernieder in die schäumenden Fluten, daß es blitzte und leuchtete wie ineinandergegossenes Gold- und Silbergemisch.

Die Hunde waren an den Strand geeilt und leckten mit hängenden Zungen vom salzigen Meerwasser, aber bald ließen sie davon ab, um mit gesenkten Köpfen und rotleuchtenden Augen zu ihren Herren zurückzukehren:

„Die armen Tiere,“ jammerte Wilhelm, der kein Lebewesen leiden sehen konnte, „darf ich ihnen wirklich nichts zu fassen geben? Nur einen Schluck, Onkel Rüstig?“

„Nein, mein Junge! Das würde ihrem Instinkt schaden. Die Hunde sollen uns beim Aufsuchen einer Quelle behilflich sein. Verstehst du jetzt?“

„Onkel Rüstig, du denkst aber auch an alles!“

Der Knabe war ernstlich verwundert und erstaunt über die weise Gedankenentwicklung seines erfahrenen Führers.

„Das ist kein Wunder, mein Junge. Wer, wie ich, schon manchen Schiffbruch miterlebt hat, wer schon so oft im Kampf mit den Naturkräften um sein armseliges Leben kämpfte, der hört von anderen noch Erfahreneren so manches Wertvolle und prägt es sich ein. Wie in die Seele gebrannt steht es geschrieben, um im geeigneten Augenblick Verwertung zu finden . . . Und dann, mein lieber Wilhelm, du glaubst nicht, wieviel Mutterwitz ein Seemann von echtem Schrot und Korn auch in den dunkelsten, gefahrvollsten Stunden seines Lebens mitunter aufzubringen vermag, nur um den Mut und die Hoffnung seiner Leidensgefährten zu heben. Was der eine nicht weiß, kennt der andere. Schul-

ter an Schulter stehen sie in solchen Minuten ärgster Gefahr und Entbehrung, als hätte sie der liebe Herrgott füreinander geschaffen. So trozen sie den brutalen Kräften unseres Planeten, der felsenfeste Glaube an ihren Schöpfer hält sie aufrecht, der deutsche Seemann kennt kein Schwanken, kein Verzagen. Im Binnenland wird er nie oder doch nur selten verstanden, weil die Oberflächlichkeit Triumphe feiert bei den sogenannten eingebil- deten Gebildeten. Wer den Kern eines echten Seemannes einmal erfüllt hat, der wünscht sich keinen besseren Kameraden in den sorgen- und gefahrvollsten Stunden seines irdischen Daseins... Doch nun komm! Laß uns an den Strand gehen, ich will schauen, ob sich eine sichere Zufahrt durch die Korallenketten nach dem Strande hin finden läßt. Wenn wir wirklich nach hier übersiedeln, möchte ich doch die vielen Dinge, welche wir ge- borgen haben, auf dem Wasserwege hierher bringen . . ."

Die beiden gingen über die wellige Hügellandschaft nach dem Strande zu. In dem klaren Wasser waren die Zinnen der Korallenburgen deutlich zu sehen, die rot leuchtend in die dunk- lere Tiefe hineinstanden. An einem Felsen, dicht unter der Was- seroberfläche, bemerkte Wilhelm eine seltsame Blume, und ver- wundert fragte er:

„Onkel Rüstig! Was ist das für ein sonderbares Gewächs?“

„Berühre sie einmal mit den Händen, Wilhelm,“ lächelte der alte Rüstig.

Wilhelm tat sofort, wie ihm geheißen wurde, und wie ko- misch, die seltsame Blume schloß sofort ihren Kelch.

„Ach wie sonderbar!“ rief der Knabe, „die Blume lebt und faßt sich wie Fleisch an!“

„Das stimmt! Die Blume lebt; denn es ist ein fleisch- fressendes Tier, lieber Wilhelm. Jeder kleine Fisch, der sich in ihren verlockenden Kelch verirrt, ist rettungslos verloren.“

Unweit von Rüstig und Wilhelm lagen die Hunde im Sand, sie röchelten schon, troden hingen ihre Zungen.

„Wir gehen noch ein Stück in der Nähe des Strandes entlang,“ nahm der Steuermann das Gespräch wieder auf, „Romulus! Remus! Los!“

Mühsam bewegten sich die Tiere vor den beiden her. Plötzlich standen sie wie festgewurzelt und scharrten fieberhaft im feuchten Boden dicht an den buschigen Ausläufern des Urwaldes.

„Gott sei Dank! Endlich!“ Steuermann Rüstig atmete erleichtert auf. „Ich hatte schon alle Hoffnung verloren!“

„Was soll das Gebaren der Hunde? Wonach scharren sie?“ fragte der Knabe staunend.

„Ein Quell ist es, Wilhelm, mein Junge! Ein Quell!“

Wie ein Jüngling lief der alte Mann zu der Stelle, um den Hunden beizustehen, die nicht vom Flecke wichen und fieberhaft scharrten, daß die Erde nur so flog. Rüstig half hurtig mit dem mitgebrachten Spaten nach, und siehe, solange und so tief er grub, immer war das Loch bis zu einer bestimmten Höhe voll Wasser.

Gierig schlürften die Hunde das köstliche, kühle Naß, um sich dann lang streckend neben der auf so seltsame Art entdeckten Quelle niederzulegen.

„Jetzt habe ich die Hauptsache, Wilhelm. Nun wollen wir noch nach einer günstigen Einfahrt zwischen den Korallenriffs suchen, und unsere Mission ist als beendet zu betrachten. Wir haben einen großen Erfolg zu verzeichnen und brauchen nicht hinüber nach jener fernen Insel, die ich eben entdeckte!“

Rüstig überschattete seine Augen mit der schwieligen Rechten, blickte über das Meer, um dann wieder seine ganze Aufmerksamkeit dem Strande und den Riffs zuzuwenden:

„Auch das ist vorhanden! Schau, Wilhelm! Siehst du dort den breiten, dunkelblauen Streifen zwischen den Korallenmauern?! Das ist unsere Einfahrt. Wenige Fuß nur ist sie vom Quell entfernt. Hier können wir unser Haus bauen!“

In dem Augenblick rauschte eine Woge blinkender Silber-

leiber auf den Strand. Unzählige kleine Fische bäumten auf-
schnellend im Sonnenglast, um ihr Leben kämpfend. Dicht hin-
ter ihnen patzten die plumpen Leiber großer Seefische im wei-
ßen Sand. Aus der Luft schossen Möwen kreischend herunter.



Einen Fisch im Schnabel schossen sie wieder hinauf in die zit-
ternde Stille: „Siehst du, mein Junge, so geht es auf der Welt
her! Einer ist des anderen Teufel, einer möchte den anderen
fressen, und er wird ein Opfer seines Willens. Die Umkehrung:

Einer vermag ohne den anderen nicht zu leben. Das sollten die Menschen im Binnenland endlich einsehen und allen Klassen- und Rassenkampf begraben. Ein friedliches Miteinander ist nutzbringend und aufbauend. Du siehst, mein Junge, daß Mutter Natur ein Lehrmittel unseres Herrgotts an die Menschheit ist. Mit unsichtbaren Händen blättert der Schöpfer ein Blatt ums andere mit weiser Hand um, aber leider laufen die vielen Besserwiffer und gelehrten Verdummungsapostel vorbei an dem wahren, von Gott so weise eingerichteten Leben!"

Stumm hatte der Knabe gelauscht, da entdeckten seine Augen an der Küste einen dunklen Punkt, und sofort wies er Rüstig darauf hin:

"Was ist das, Onkel Rüstig?"

"Eine Schildkröte, mein Sohn. Ein sehr nützliches Tier. Später werde ich dir mehr von den Tieren erzählen, doch jetzt laß uns im Schatten der Palmen speisen; und dann geht es zu Muttern! Ich habe versprochen, dich in drei Tagen wieder abzuliefern."

Gemächlich streckten sich beide ins weiche Moos, sie hatten ihre Flaschen mit frischem Quellwasser gefüllt und speisten mit Wohlbehagen vom Brot und vom Pökelfleisch, das die fleißige Suno über dem Feuer gesotten hatte.

Auch die treuen Hunde bekamen ihr Teil. Schweifwedelnd umlagerten sie ihre Herren.

Nach einstündiger Rast brachen Rüstig und Wilhelm auf.

"Jetzt geht es schneller voran, mein Junge," erklärte Rüstig; "denn der Weg ist uns ja vorgezeichnet. Wenn wir uns sputen, können wir vor Abend bei den Zelten sein. Dann wird eitel Freude herrschen, nicht wahr?"

Des Knaben Augen blinkten wie zwei Fensterscheiben, in denen die Sonne sich lachend betrachtet, und ein frohlockender Zug verschönte das Antlitz des Jungen.

„Mutter hängt sehr an uns allen, Vater Rüstig,“ sprach Wilhelm leise.

„Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden,“ zitierte der alte Steuermann. Er dachte an seine alte Mutter, eine kleine, tapfere Frau, die er nach langer Auslandsreise nicht mehr unter den Lebenden gefunden hatte. Damit war ihm der Heimatanker in unergründliche Tiefen versunken, und die deutsche Erde schien leer und öde.

In nahezu zwei Stunden hatten beide den Weg zurückgelegt, der vorher die zehnfache Zeit erforderte. Schon wurden die Baumstämme lichter, und trotzdem blieb es merkwürdig dunkel.

„Der Wind bläst recht stark, und der Himmel ist finster. Ich glaube, wir bekommen ein Unwetter!“ Wilhelm sah seinen alten Ratgeber fragend an.

„Recht gesehen, mein Junge!“ Laut hatte Rüstig die wenigen Worte gesprochen, und im Selbstgespräch fügte er hinzu: „Wind und Wogen sind berufen, den Willen des Ewigen auszudrücken. Wenn der Sturm sich erhebt, dann bäumen sich auch die Wogen empor; wenn der eine heult und braust, dann brüllen und tosen auch die anderen. Wenn der Gott den losen Burschen Wind über das weite Meer schickt und letzterer es mit tollen Sprüngen überquert, dann taucht Neptun seinen Dreizack aus den sonst so friedlichen Fluten, und es rumort in der Tiefe . . .“ Ein Blichschlag blendete den Alten vorübergehend. „Es ist gut, daß wir bald bei den Zelten sind,“ ein Gedanken-sprung. „Wie gütig hat uns doch der Herrgott geführt! Wir sitzen hier auf der Insel, umtost vom Wetter, umbrüllt vom Sturm. Ob das Brack morgen noch zu sehen ist? Ich glaube es nicht . . . Was sind die aus Menschenhänden hervorgegangenen Werke gegen die entfesselten Naturgewalten? Nichts!“

„Wird es sehr arg werden, Onkel Rüstig?“ unterbrach Wilhelm das Selbstgespräch des Alten.

„Ja, mein Sohn! Bald wird der Sturm mit voller Gewalt daherkommen übers Meer. Wenn morgen die liebe Sonne aufgeht . . . Wenn! . . . dann werden die Trümmer des einst so stolzen Schiffes ein Spiel der Brandung hier an der Küste sein. Wir wollen uns beeilen; denn die Zelte müssen sturmfest gezurrt werden!“

Während beide ihre Schritte beeilten, prasselte ihnen der Regen entgegen, grimmiger blies der Wind, und der Himmel verfärbte sich bedenklich. Wie erzürnte Kampfriesen aus einer fremden Welt ballten sich Wolkenungetüme zusammen, zogen wie ein Heerbann über das schon aufgewühlte Meer, hier und da blendeten ihre goldenen Schilde und Schwerter taghell, und der Hufschlag ihrer Kriegsgrosche polterte grollend in den Lüften.

Endlich waren die beiden bei den Zelten.

„Alle die Hände regen!“ überschrie der Steuermann den heulenden Wind. „Wir müssen die Zelte versteifen und fester zurren! Alles verfügbare Tauwerk heran!“

Seine Kommandostimme elektrifizierte die ganze Familie, sogar Thomas brachte ein starkes Tau herbeigeschleppt.

„Ihr hättet gar nicht kommen brauchen,“ lachte der Ausbund, „Thomas alles selber gemacht.“

„Das weiß ich, mein Jungchen,“ schmunzelte Rüstig, indem er Herrn Gebald ein Tau aus der Hand nahm, zur Begrüßung war keine Zeit. „Helfen Sie mir das Segeltuch mit straffziehen!“

Die Männer und Wilhelm zogen aus Leibeskräften und spannten die Leinwandflächen, so gut es irgend ging; dann wurden starke Holzpflocke in die Erde getrieben, an denen die Haltetaue festgemacht wurden.

„Setzt das Boot auf den Strand!“ Rüstig schnitt schon mehrere Stücke Holz eines runden, geschälten Baumes, die er als Rollen benutzen wollte. Am Bug des Segelbootes wurde

ein langes Tau befestigt, die hölzernen Rollen wurden zurechtgelegt.

„Heil Hup! . . . Heil Hup!“ kommandierte Sigismund Rüstig, er, Gebald und sein ältester Sohn sowie Juno, die Negerin, zogen ruckweise am Tau, und ruckweise kam das Boot. Es lief leicht über die Holzrollen und wurde bis zwischen die erste Buschkette gebracht.

„Hier wird das Boot von den Wellen nicht mehr hinweggeschwemmt!“ Zufrieden blickte Rüstig von einem zum anderen. „Jetzt können wir dem Kommenden mit Zuversicht entgegensehen!“

Seine Worte wurden vom Geheul des Sturmes, vom Wogengebrüll übertönt. Schwärzer wurde der Himmel, es grollte, rollte, polterte, donnerte, als wäre eine Riesenschlacht im Gange.

Frau Gebald, Karoline, Juno, der Jüngste, Albert und Thomas hatten sich angekleidet im Zelt auf die Betten geworfen, während die Männer in ihrem Zelt auf die wilden Stimmen lauschten.

Die Leinwandflächen der Zelte wurden tief eingebault, dann wieder ausgebuchtet und bis zum äußersten gespannt; der Sturmwind peitschte daran entlang, es krachte, flutete grellgelb bis in das Dunkel der Segeltuchwohnungen, daß die Frauen und Kinder erschreckt zusammenfuhren, und lange grollte der Donner, bis sein Hall unter dem tosenden Gebrüll der Elemente erstarb. Die starken Palmen wurden gebogen wie Halme, ihre harten Früchte riß der Sturm viele Meter weit mit fort. Es prasselte in den weiten Kronen und im Gestrüpp, die Insel bebte unter den Blitzschlägen, und der wilde Sang der Schaumgeborenen drang aus der Brandung bis an das Ohr der Harrenden.

Die pechschwarze Finsternis vermehrte noch den Schrecken der Sturmnacht, die nur dann und wann taghell durchleuchtet

wurde. Dann klang es wie die Salve einer Artillerieabteilung, und der Boden zitterte leicht nach. Immer schwerer, gräßlicher kam es aus der fernen, schwarzen Tiefe heran; als wären alle Satane der Welten losgelassen, so lärmte es in der Höhe und aus der Tiefe.

„Was war das?!“ Rüstig sprang auf.

Da hallte es durch den Sturmwind deutlich an ihr Ohr, der Schrei der Frauen. Schnell stürzten Rüstig, Sebald und Wilhelm aus ihren Zelten. In der Dunkelheit tasteten sie sich vorwärts, im Licht eines niederfahrenden Blitzes sahen die beiden Männer und der Knabe die eine Seite des Frauenzeltes in Fetzen gerissen hoch in der Luft flattern. Nur die Laxe hielten die Segeltuchstücke noch. Die Frauen irrten im prasselnden Regen und in der Finsternis wehklagend einher, Thomas schrie aus Leibeskräften, aber das alles überbrüllte hohnlachend der Sturm. Schnell eilten die Männer herbei, Wilhelm suchte den kleinen Albert, der wie ein Berserker brüllte, und wickelte ihn aus der vom Wind über ihn hinweggeblasenen Plane. Mit vieler Mühe brachten die Männer Frau Sebald, deren Tochter Karoline, die Söhne und die Dienerin Juno nach ihrem Zelt. Wilhelm trug den einjährigen Albert herbei.

Doch bald waren alle wohlgeborgen. Draußen wütheten die Naturgewalten weiter, als wollten sie die Welt in Trümmer schlagen. Erst gegen Morgen wurde es ruhiger und heller.

Lang und bang war die wilde Nacht, aber jetzt mußte sie doch dem Morgen weichen!

Raum dämmerte im Osten der erste helle Streifen, als Rüstig das Zelt verließ. Wie verändert sahen Insel und Meer aus! Wenn der Sturm auch gebrochen war und die Elemente sich beruhigt hatten, überall waren Chaos und Verwüstung zu sehen.

Noch immer jagten wild zerrissene Wolken unter dem umdüsterten Himmel dahin, kein Zipfelchen Himmelsbläue, kein

Sonnenstrahl lachte hernieder. Das Erdreich war aufgeweicht und schwammig wie Moor, und die sonst so friedliche Bucht zeigte ein wüstes Gesicht. Schäumende Wogenkämme rollten viele Meter weit den Strand herauf. Am Horizont war keine scharfe Linie zwischen Meer und Himmel zu unterscheiden, alles kochte, wallte, brauste grau und diesig ineinander. Wäre die Küste der Insel nicht durch den schneeweißen Schaumkranz der tanzenden Wogen eingegrenzt worden, das menschliche Auge hätte lange danach suchen müssen.

Der Steuermann Sigismund Rüstig lenkte seine Blicke nach der Stelle, wo noch gestern abend das Brack des „Pacific“ gegessen hatte. Der Fleck war leer, auch dort wogte es graugrün und wild im wirbelnden Tanz. Die Wellen spielten mit Planken, Brettern, Balken, Kisten und Fässern. Auch andere Ladungsstücke trieben auf dem bewegten Wasser umher und rollten mit der brüllenden Brandung am Strand auf und nieder.

„Was ich gestern voraussagte, ist eingetroffen. Der ‚Pacific‘ war einmal,“ sagte Rüstig zu Sebald und dessen ältestem Sohn Wilhelm, die ihm beide gefolgt waren, „dieser Sturm soll uns eine Warnung sein. Wir müssen unseren Wohnsitz in aller Eile nach der anderen Inselseite verlegen. Jeden schönen Tag vor der kommenden Regenzeit müssen wir ausnützen, daß wir ein festes Dach über den Kopf bekommen. Die Zeit ist höllisch knapp, das können Sie mir glauben!“

„Ganz recht, Herr Rüstig,“ gab Sebald sein vollstes Einverständnis kund, „die Vorgänge dieser Nacht sollen uns eine Warnung sein. Ein Glück im Unglück ist, daß alle noch heil und unverseht sind.“

„Hm . . . Ich sehe in der Ferne ein Windauge am Himmel. Das Wetter bessert sich schneller, als ich gedacht habe. Wir wollen schnell das Zelt ausbessern und dann mit dem Bergen des Strandgutes beginnen, ehe es die Brandung zerschellt. Inzwischen können uns die Frauen ja ein Frühstück bereiten.“

Rüstig, Herr Gebald und dessen Sohn Wilhelm gingen sofort daran, das vom Sturm zerrissene Zelt wieder in Ordnung zu bringen. Die Frauen hatten Feuer angezündet und waren über der Bereitung eines einfachen Frühstückes. Juno lockte die Ziegen herbei und melkte sie, um für den kleinen Albert die Flasche fertig machen zu können; dann wurde mit dem größten Appetit und dem unentbehrlichen Humor gefrühstückt.

Nach der so notwendigen Magenstärkung machten sich Rüstig und seine beiden Helfer an das schwierige Tagewerk, die Bergung des Strandgutes. Mit Stangen und Tauen brachten sie Faß um Faß, Kiste nach Kiste, Ballen auf Ballen an den trockenen Strand.

Noch immer sang die Brandung ihr wildes Lied von der Kraft im Weltenall, von den Geheimnissen der tiefen, nassen Feengestade auf dem Meeresgrund, wo Neptun regierte.

Unermüdlich waren die Männer tätig bis zum Abend, und die Güter mehrten sich zusehends.

„Was ist denn das dort?! Jener weiße Fleck?!“ rief Wilhelm plötzlich, mit ausgestrecktem Arm auf einen Punkt im Wasser zeigend.

Rüstig sah nach der angedeuteten Richtung.

„Das ist unsere arme, kranke Ruh, die wir an Bord zurückließen, Wilhelm. Wenn du genauer hinsiehst, wirst du auch die Haifische bemerken, die gierig nach ihrem Opfer schnappen.“

„Tatsächlich! Und wieviel es sind!“

„An denen fehlt es hier in der Gegend nicht, mein Junge. Darum Vorsicht bei allen Obliegenheiten am Strande . . . Doch jetzt will ich an die Ausbesserung unseres Bootes gehen, das doch etwas gelitten hat während des Sturmes. Du und dein Vater, ihr könnt weiter bergen.“

Damit ging der Alte davon, sein Werkzeug zu holen, und machte sich am Segelboot zu schaffen. Vater und Sohn aber fischten weiter nach den kostbaren Gütern.

„Schluß für heute!“ rief Rüstig laut, als die Sonne, die endlich durchgekommen war, zur Rüste ging. Der Steuermann wischte sich den Schweiß von der Stirn,

„Unser Abendbrot haben wir redlich verdient, denke ich!“

„Ganz unserer Meinung!“ lachten Vater und Sohn, Hand in Hand vom Strand heraufkommend.

Da die Bootsreparatur den alten Rüstig drei volle Tage in Anspruch nahm, entschloß sich Vater Sebald mit Einwilligung seiner Frau, eine Exkursion nach der anderen Inselseite zu unternehmen. Wilhelm sollte ihm als Führer dienen.

Am dritten Tage nach dem Orkan wurde der Voratz auch ausgeführt. Vater und Sohn erreichten ohne Zwischenfall den anderen Strand, sinnend saß der breitschultrige Mann auf einem Hügel am Ufer und starrte in die Tiefe.

„Es gibt Menschen,“ begann er, „die nicht glauben wollen, daß diese sowie alle anderen Inseln der Südsee von den kleinen Korallentierchen erbaut wurden . . . Reiche mir dort das Stückerhen Korallenzweig!“ Vater Sebald zeigte nach einem Korallenstück, das auf dem Sande lag. „Du siehst die vielen feinen Zellen. In jeder Zelle lebte ein Tier. Die Korallentiere bauten Zelle auf Zelle, sie errichteten vom Meeresgrund aus Mauern, die genau mit dem Niveau des Wassers abschnitten. Naturgemäß mußten treibende Gegenstände, wie Balken, Bretter, Seegras, daran hängenbleiben. Alle diese Gegenstände häuften sich an, verwitterten. Seevögel setzten sich darauf nieder, um auszuruhen; ihre Exkremente erhöhten im Laufe der Zeit das Werden der kleinen Inselchen, die nach der geschützten Wetterseite zu unablässig wuchsen. Die Zugvögel trugen Samenkörner herbei als unbewusste Instrumente unseres weisen Schöpfers, Gräser wuchsen und Bäume, deren absterbende Blätter wieder zu Erde wurden. Die Fauna mehrte sich von Jahr zu Jahr unter der tropischen Sonne, und nach Jahrhunderten war die Insel so geschaffen, wie wir sie jetzt angetroffen

haben. Selbst die Gewalt der Stürme und Wogen kann ihr nichts mehr anhaben, mein Sohn. Das ist eben das Wunder an den Werken Gottes, daß jedes Lebewesen einer Bestimmung gemäß eingereiht ist als winziges Rädchen in der großen Maschinerie des Weltenalls. Zufälle gibt es keine!"

Wilhelm hatte der Belehrung seines Vaters schweigend und dankbar zugehört. Da erhob sich letzterer.

„Jetzt komm, bald sinkt der Abend nieder. Wir müssen an den Heimweg denken.“

Am anderen Tage wurde eine ernste Beratung wegen des Umzugs abgehalten und alles bis ins kleinste durchgesprochen. Die Frauen und Kinder sollten noch am alten Platze bleiben, während der alte Rüstig mit Wilhelm im Boot nach dem neuen Winkel der Insel fuhr.

„Wir brechen das eine Zelt ab, nehmen sonst noch mit, was das Boot zu tragen vermag,“ sprach Steuermann Rüstig. „Sie, Herr Sebald, bleiben bei Ihren Lieben, bis wir wiederkommen. Also an die Arbeit!“

Heiter machten sich die beiden Männer und Wilhelm daran, das Zelt der Männer niederzureißen, und wenige Stunden später segelte das Boot mit Rüstig und Wilhelm schnell davon.

Acht Tage waren vergangen. Glücklich war auch der Umzug vollendet worden, und nun ging es rege an die Verteilung der Arbeiten.

„Zuerst müssen wir daran denken, einen Schildkrötenreich anzulegen,“ nahm Steuermann Rüstig das Wort, „denn die Tiere kommen jetzt an Land, um ihre Eier im Sand abzulegen. Dazu suchen wir uns eine geeignete Stelle.“

Er ging mit Vater Sebald und Wilhelm an den Strand, prüfte hier und da die Vertiefungen des Gestades. Schließlich blieb er vor einer ganz flachen Einbuchtung stehen.

„Das ist der rechte Ort für unsere Zwecke. Das Wasser

ist flach, die Bucht klein und rings umgeben von steilen Ufern. Wilhelm und Juno werden sich sofort daran machen und die nach der See zu offene Seite mit Steinen zumauern. Die Mauer muß mindestens einen halben Meter über die Wasserfläche hinausragen. Steine gibt es hier am Ufer genügend."

Der alte Rüstig zeigte, wie es gemacht werden müsse; dann zog er Herrn Gebald mit sich fort nach dem schattigen Waldrand.

"Sie könnten inzwischen diese Strecke Landes vom Ge-
strüpp freimachen und umgraben. Ich denke, daß sich dieser Boden vortrefflich zum Gartenland eignet. Ich selbst werde in-
zwischen mehrere Fahrten mit dem Boot machen und das noch
Nötige an Gütern herüberholen."

So hatte jeder sein ihm zugeteiltes Tagewerk zu bewäl-
tigen. Das war ein Leben und Treiben an dem idyllischen Ort.
Vor den Zelten saß Frau Gebald. Sie flichte an den Sachen
der Kinder. Im Sande hockten Albert und Thomas, mit ihren
kleinen unbeholfenen Händen Burgen bauend, die immer wie-
der zusammenfielen. Dann tönte das Geschrei des Kleinsten
in die Stille, weil Thomas ihn mit Sand geworfen hatte. Die
Mutter mußte den entstandenen Streit schlichten, und bald
war der Burgfriede wieder geschlossen. Karoline strickte an
einem Strumpf, und Juno hantierte an dem schnell errichteten
Steinherd, um das Mittagessen herzurichten. Wilhelm haute
eifrig an der Mauer für den Schildkrötenreich, und sein Vater
wühlte emsig das für den Garten bestimmte Land um. Gegen
Mittag kehrte auch Rüstig zurück, er hatte volle Fracht geladen
und rollte schweißtriefend ein leeres Faß an Land.

Gebald, der herangekommen war, fragte staunend:

"Nanu, Vater Rüstig, wozu das leere Faß?"

Der Steuermann wischte sich die Schweißperlen von der
Stirn und lachte:

"Gleich werde ich die Erklärung geben: nach Mittag wird

am Walbrand, in dem nassen Quellbett, ein Loch gegraben, in das wir dieses Faß bequem hineinstellen können. Wir können dann klares Quellwasser schöpfen, soviel wir wollen, das Faß wird immer wieder volllaufen."

"Eine prächtige Idee!" Vater Gebald staunte den Alten an. "Sie wissen aber auch alles zu verwerten."

"Hm . . ." machte der Alte, "nach Mittag muß ich mit Wilhelm zu Fuß nach unserem alten Stapelplatz. Dort liegt noch der in Stroh verpackte Wagen, den Sie lächelnd als nicht verwendbar bezeichneten. Den wollen wir holen; denn morgen werden Bäume gefällt und die werden auf dem Wagen transportiert."

"Großartig, Onkel Rüstig!" rief Wilhelm begeistert.

"Wenn wir Sie nicht hätten, Vater Rüstig! Sie sind uns Freund und Helfer in einer Person!" Herr Gebald hielt ihm beide Hände hin, die der Alte kräftig drückte.

"Das Mittagessen sein fertig!" schrie in dem Augenblick die schwarze Juno, daß es jeder hören mußte, und lachend strebten alle den Zelten zu.

Nach dem Mittagessen machten sich Rüstig und Wilhelm auf den Weg. Vater Gebald machte weiter Land urbar, und Juno mußte Wilhelms Arbeit fortsetzen und den Schildkrötenreich vollends zumauern.

So vergingen die Nachmittagsstunden auf dem paradiesischen Erdenflecken, der so windgeschützt lag, daß nichts mehr zu befürchten war.

Am Spätnachmittag kamen Rüstig und Wilhelm mit dem Wagen zurück, der mit Säcken voll bepackt war. Mehl, Erbsen, Korn, Kartoffeln und sonstige Saatkörner hatte der vorsorgende Steuermann mitgebracht. Die beiden luden ab, um dann sofort daranzugehen, den Brunnen zu graben. Immer tiefer bissen sich ihre Spaten in das Erdreich, immer stärker rieselte das Quellwasser. Endlich war die Grube breit und tief genug. Das

Faß wurde bis an den Rand des Loches gerollt, aufgestellt und hineinversenkt. Langsam füllte es sich mit dem klaren Wasser.

„Wie kommt es, Vater Rüstig, daß das Quellwasser nicht auch salzig schmeckt?“ fragte Wilhelm den Alten.

„Höchst einfach, mein Junge,“ antwortete dieser, „die Erde der Insel ist der denkbar beste Filter. Alles Unreine, somit auch das Salz, bleibt auf dem Wege nach der Quelle hängen. Das Wasser kann gar nicht besser gereinigt werden.“

In dem Augenblick tönte das klägliche Schreien Thomas' zu den beiden hin, die nach dem Kleinen schnell Umschau hielten.

Der Junge saß zwischen dem Gestrüpp, das sein Vater ausgerodet hatte, hielt sich mit beiden Händen den Leib und schrie, als steckte er am Bratspieß.

„Was ist denn los, Thomas?“ fragte Rüstig, den der Anblick belustigte.

„Bauch! Bauch tut riesig weh! Achooohauju!!“ brüllte er weiter.

„Was hast du denn gegessen, mein Sohn?“ Vater Sebalde kam vom Ende des Gartenlandes herbeigestürzt, Frau Sebalde vom Zelt, hinter ihr die hastende Juno. Alle kamen gerade recht, die Antwort auf des Steuermanns Frage mit anzuhören.

„Bohnen, Onkel Rüstig! Bohnen!“ Er verzerrte das von Tränen zerweichte Gesicht noch mehr und zwängte die Kleinen Fäuste tiefer in die Magengegend.

„Soll ich dem Jungen etwas Rhizinusöl verabreichen?“ fragte Frau Sebalde besorgt.

„O nein!“ lachte Rüstig. „Ich habe so eine blasse Ahnung!“ Der Alte hob eine Pflanze auf, die rote Früchte trug.

„Thomas, hast du solche Bohnen gegessen?“

„Ja, Onkel Rüstig! Achooohaujuhooh!!“

„Dann braucht der Junge kein Rhizinusöl mehr, Frau Sebalde. Das ist die sogenannte Rhizinusstaude, aus welcher der ölige Saft gewonnen wird. Ich glaube, die Wirkung wird

bald niedergeschlagen sein, wenn Sie dem Jungen etwas warme Milch zu trinken geben."

Alle lachten oder kicherten belustigt über den kleinen Thomas, der bald darauf ins Zelt und dann ins Bett wandern mußte.

Nach dem Abendessen sprach der Steuermann zufrieden:

"Es geht alles seinen guten Gang. Ich denke, wir werden bis zur Regenzeit mit den notwendigsten Arbeiten fertig sein."

"Wann wird diese einsetzen, lieber Freund?" Herr Sebalb machte ein besorgtes und zugleich recht gespanntes Gesicht.

Auch Frau Sebalb und die anderen sahen forschend zu dem Alten hin, der im Geiste zu überrechnen schien und alle Möglichkeiten erwog.

"In vier bis fünf Wochen, denke ich, ist es so weit. Wir müssen uns sputen. Morgen werde ich Bäume fällen und zuschneiden. Wenn Sie den Gartenboden urbar gemacht haben, werden Kartoffeln gesteckt und Korn, sowie Erbsen gesät. Wenn du Lust hast, Wilhelm, so können wir heute abend auf den Schildkrötenfang gehen. Nun? Wie ist es?"

Begeistert stimmte der Knabe zu, und gleich nach dem Abendessen gingen die beiden an den Strand. Sie setzten sich am Ufer auf einen Stein und beobachteten das Gestade am leise rauschenden Meer.

"Onkel Rüstig," begann Wilhelm, "du hattest mir einmal ein Märchen versprochen, das schön und lehrreich sein sollte. Hättest du jetzt Lust zum Erzählen?"

"Warum nicht?" Der Alte dachte mit in sich versunkenen Blicken nach und begann:

"In Bagdad war's, vor vielen hundert Jahren, da lebte ein Kalif, der war so reich, daß er mit seinen Schätzen die ganze Welt hätte aufkaufen können. Sein Palast bestand aus feinstem Marmor, die berühmtesten Bildhauer der alten Welt hatten ihre Künste zeigen müssen. Goldene Ruppeln leuchteten

weithin ins Land der Wunder, und im nächtlichen Mondschein war es wie lebendiges Feuer, das auf den Zinnen seiner Türme brannte. In den hohen gewölbten Gemächern waren Schnitzereien von Ebenholz und Elfenbein aufgestellt, die teuersten und zugleich kunstvollsten Teppiche bedeckten den marmornen Fußboden, und an den Wänden hatten Meister der Künste herrliche Mosaikgemälde hergerichtet aus feinsten bunten Smaragden und Edelsteinen. Tausende Diener standen dem Mächtigen zur Verfügung, auf seinen Wink wuchsen Millionen Speere aus der Erde, er war der stärkste von allen Herrschern unserer Erde.

Wer all diese Pracht sah, glaubte zuerst an eine Fata Morgana, an jenes Traumbild in der Sahara, das durch Luftspiegelung erzeugt wird. Aber bald mußte sich der Fremdling in die seltene Wirklichkeit hineinfinden und das Tatsächliche begreifen.

Überall, wohin das Auge schaute, Reichtum und Pracht. Der weite Park war wohlgepflegt und mit den edelsten Blumen und Palmengewächsen bepflanzt. In verschwiegenen Winkeln rauschten Springbrunnen, deren Becken aus gemeißeltem Marmor bestanden. Ein Teich mit Goldfischen lag inmitten prachtvoller Blumenbeete, und wundervoll schattige Grotten luden zum Sitzen ein. Das war alles nicht so sonderbar. Aber was höchst seltsam anmutete, war, daß noch kein Lebender den Kalifen von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Es ging die Mär im Lande, daß der einsame Herrscher nur des Nachts auf nachtschwarzem Rosse ausreite, weil er die Sonne scheue. Ganz besonders Kluge und bekannte Schwäzer wollten ihn sogar gesehen haben, wie er mit seinem Rosß einen Wolkenhang emporkletterte und verschwand. Das waren jedenfalls Spukgeschichten. Aber wie es so ist im Leben, die Geschichten im Volksmund enthielten doch ein Körnchen Wahrheit. Der Kalif Arun al Raschid mied das Licht der Sonne, und wenn der fil-

berne Nachtgesell sich am Himmelsdom zeigte, verließ er seinen Palast, um im Park zu lustwandeln.

Die Gestalt des Kalifen war hoch und stark, dabei elastisch und von besonderer Spannkraft. Sein braunes Gesicht zeigte einen edler, vornehmen Schnitt. Ueber den weit gewölbten Augenbrauen stand die hohe Denkerstirn wie ein trutziger Fels hervor. In tiefen Höhlen leuchteten zwei herrliche Augen. Der Nasenrücken war schmal gehalten, bis auf Mund und Rinn atmete dieses Antlitz einen herrlichen Frieden. Nur eins störte, das waren zwei unerbittlich leidvolle Falten, die sich von den Nasenflügeln her bis hinab zu den Mundwinkeln zogen, zwischen denen schmale Lippen eisern verschlossen zu sein schienen. Das Rinn war so markant, daß es bald nicht zu der Milde der oberen Gesichtspartie paßte. Seine Kleidung bestand aus einfachem weißen Tuch. Weiß war der Gürtel, der um die Hüften geschlungen. Der Turban trug wohl den Kalifenreiherr, aber keinen eigroßen Diamanten. Der Kalif schien überhaupt jeden Schmud zu meiden; denn selbst die schmalen, sehnigen Hände zeigten nicht einen Ring.

Warum lebte der Mann so einsam? Weshalb verabscheute er jeden Schmud? Tat seinen Augen das Licht der Sonne weh? Oder hatte der reichste Mann der Erde sonst irgendein tiefes, ewig brennendes Leid erfahren?

Das alles waren Fragen, um die sich seine Würdenträger stritten und das Volk, das ihn abgöttisch liebte.

Der Kalif verschenkte den Inhalt seiner Kornkammern, wenn ein erntearmes Jahr kam, er unterstützte die Armen seines Landes, ließ seine Aerzte überall kostenlos Samariterdienste verrichten, stiftete öffentliche Wohlfahrtseinrichtungen und tat alles, um alle Not seines Volkes zu lindern.

Da geschah es denn oft, daß sich das Volk vor dem Palast ansammelte und ihm brausende Huldigungen brachte. Ihr Kalif war ihnen heilig, er kam gleich nach Brahma, und oft hieß

es sogar: „Brahma ist herabgestiegen, uns zu helfen!“ Oft verlangte das Volk stürmisch den Herrscher zu sehen, aber immer nur zeigte sich sein Vertrauter, der Würdenträger Rahal, und sprach zum Volk:

„Der Fürst ist krank, er läßt sein Volk grüßen!“

Dann ging das Volk stumm davon mit gesenkten Köpfen und bangte um den gütigen Herrscher, der alle ihre Schmerzen linderte. Noch an demselben Tage waren alle Tempel überfüllt, und Millionen flehten zu Brahma, dem Gott aller Mächtigen, daß er ihren Kalifen heile. Am Ganges, dem heiligsten Strom Indiens, wurden noch am Abend mächtige Opferfeuer entzündet, die noch hineinflamnten in den dämmernden Morgen.

Nur einer war, der um das Leid des Herrschers wußte, und der eine schwieg. Das war sein Würdenträger Rahal, der vor dem Regierungsantritt seines Herrn mit diesem eine Reise nach Deutschland gemacht hatte.

Im Schwarzwald war es, zwischen grühdunklen Tannen und Harzduft, dort, wo die Mühlen so traut rauschen, wo ein unverdorbener Menschenschlag wohnt, der ohne Falsch ist, dem jede, auch die geringste Lüge fremd. Dort hielt sich der Kalif mit seinem Würdenträger Rahal auf.

Eines Tages, der Kalif Arun al Raschid lag träumend am Ufer des Mühlbachs, schritt ein graziöses Mädchen von siebzehn Lenzen durch den Wiesenrain, fast tanzend, dabei ein deutsches Lied von Lieb und Treu singend. Wie gebannt blickten die Augen des Kalifen. Ein so liebebreizendes Bild voller Natürlichkeit und keuscher Würde hatte der Mann auf der ganzen weiten Welt noch nirgends gesehen.

In seiner Brust aber spürte er eine seltsame Regung, auch in ihm sang und klang es, und wunderbar wurde ihm zumute. So, als hätte er einen Zaubertrunk aus geheimer Lebensquelle genommen. Schneller rollte sein Blut durch die Adern, lautlos erhob sich der schlank, sehnige Mann aus dem Rasen, gerade in

dem Augenblick, wo das Mädchen Wasser schöpfte, und in seiner blumenreichen Sprache redete er sie an:

„Brahma segne dich, Lotosblume . . . Du schönste von allen . . . Rosen will ich streuen auf deinen Pfad, das Weltmeer soll den lichten Lilienfaum deines keuschen Gewandes küssen . . . Sag mir, wer du bist, du Wunder auf nordischem Boden.“

Stolz stand er vor ihr, wie ein Gott aus fernen Welten, seine Augen strahlten heiteres Licht und reine Freude; denn auch seine Seele war rein und unverdorben wie die des Mädchens.

Und sie antwortete mit melodischer Stimme, mit ihren blauen Himmelsaugen zu ihm ausblickend:

„Sieglinde ist mein Name, Fremdling . . . doch wer bist du?“

„Ein Fremdling, wie du richtig gesprochen, einer aus dem Lande der Märchen und magischen Künste, der unter nordischer Sonne das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen hofft, meine Lotosblume.“ Und dann, nach sekundenlangem Schweigen: „Willst du morgen wiederkommen? So will ich deiner harren, und dein Weg soll ein Sieg sein über den Blütenzauber aller Frühlinge dieser Erde . . . Wirst du kommen, Lotosblume?“

Beide blickten sich tief in die Herzen. In ihren Augen glomm die Flamme einer verwunschenen Sehnsucht, in den feinen die Fackel einer heißen, aber reinen Liebe.

Schweigend ging sie, und am anderen Tage, als sie wiederkam, um Wasser zu schöpfen, war der Pfad, den Sieglinde gehen mußte, über und über mit duftigen Rosen bestreut. Am Bach aber standen zwei in goldbestickte Livreen gekleidete indische Diener, die ihr den Krug aus den zarten Händen nahmen und Wasser für sie schöpfen.

Wie verzaubert kam sich das deutsche Mädchen vor, und zarte Röthe wuchs wie der Purpur eines erwachenden Morgens den schneeweißen Hals entlang die Wangen hoch.

Vor ihr stand wie aus der Erde gewachsen der Kalif Arun al Raschid, in der Hand ein Etui haltend, aus dem er eine prachtvolle Perlenkette nahm und ihr umlegte.

‚Dieser Schmud ist noch zu arm für dich, du Königin unter den Blumen. Werde mein Weib und folge mir, wenn du kannst, aus eigenem Ermessen und freiem Willen. Laß dich nur von deinen innersten, geheimsten, verwunschensten Gefühlen leiten. Bleibe dir selbst treu und sei wahr; denn früher oder später würde sich eine Lüge an einem anderen doch nur an dir wiederholen. Wenn du das Land der Wintersflocken und eisigen Kristalle nicht missen kannst, so bleibe. Hast du aber Sehnsucht nach meiner indischen Heimaterde, so sage es mir; denn ich liebe dich, meine Königin.‘

So sprach er. Das Mädchen aber stand mit klopfendem Herzen, schöner als je zuvor, und die Liebe in ihr wogte wie Ebbe und Flut des Ozeans mit gewaltiger Stärke.

Leise, wie ein Hauch, schwebten drei Worte über ihre keuschen Lippen:

‚Ich liebe dich . . .‘

Der Kalif Arun al Raschid küßte ihre Stirn und die niedlichen Hände.

‚Morgen kommt meine Lotosblume mit mir in meinen Blumengarten, wo tausende Vögel singen, wo hunderte Bronnen murmeln und Rasikaden ihre schillernden Wasser in moosverhangene Gründe fallen lassen.‘

Er erzählte ihr von seiner Heimat, seinem Besitze, seiner Armee, seinen Dienern und zuletzt von sich.

‚Ich habe die Wahrheit gesucht und das Leben,‘ sprach er, ‚und habe die Welt durchwandert. Ich liebe mein Volk. Das ärmlichste Kind auf der Straße kann ich umarmen und gehe reichbeschenkt von dannen, wenn es mich nur ein einziges Mal anlacht mit seinem harmlosen Kinder Gesicht . . .‘ Er sprach

und sprach, und sie hörte ihm zu mit weitgeöffneten, glänzenden Augen. Sie waren beide allein. Langsam senkte sich der Abend hernieder, wie ein großer Vogel mit weitgebreiteten Fittichen. Schon flimmerten die Sternlein am Himmel, und der Mond besah sich lächelnd im Mühlbach, als Sieglinde erschreckt auffuhr.

„Ich muß ja heim zu den Eltern!“

„So geh, meine Lotosblume,“ sprach er, „morgen sehen wir uns wieder!“

Ein inniger, lebenswarmer Kuß band zwei Seelen fürs Leben zusammen am stillen silberverflochtenen Abend im Schwarzwaldtal.

Als Sieglinde heimkam, lagen ihre Eltern schlafend im Sofa in der gemüthlichen Wohnstube. Ueberall lagen Rosen und andere seltene Blumen. Zögernd nur und ganz fassungslos betrat sie ihr Schlafgemach.

„Ein Zauber . . .“ flüsterten ihre Lippen, und mit großen, staunenden Augen trat das Mädchen Schritt um Schritt weiter hinein in den duftigen Rosentraum. Tief versank ihr Fuß in dem Teppich der weißen Blüten. Ueber ihrem einfachen Bett hingen Girlanden von Wiesenblumen, Veilchen und Vergißmeinnicht. Ein Baldachin von blauer Seide spannte sich in kunstvollen Falten über der Ruhestatt, und Perlenketten leuchteten auf zwischen den Purpurstickereien der Decke. Auf dem indischen Nachttischchen lag ein Buch. Sie trat hinzu, faßte es zaghaft mit der Hand, schlug es auf. Ein weißes Blatt flatterte zu Boden. Sieglinde hob es empor wie im Traum, gerade in dem Augenblick, als die Silberfäden des unruhvollen Gesellen am Himmelsdom über dem Buchdeckel einen lichten magischen Schein zusammenwebten. „Der Gärtner“ las sie mit bebenden Lippen; dann huschten ihre Augen über den weißen Sendboten des Geliebten. Sie las:

Meine Lotosblume!

Lies den ‚Gärtner‘ und sage mir, was deine Seele bewegte. Ich will wissen, ob Du meiner auch wert bist, Du königliche Blume aus dem Garten des Nordens. Prüfe Dich recht und überdenke genau, daß das Leben sehr lang, aber auch sehr kurz sein kann. Zwei Wege führen zum Ziel, an dem die Götter uns die Hände reichen, zum Weiterleben, so wie wir es verdient. Wenn Du morgen kommst, mit dem Buch in der Hand, so soll es sein wie ein Schwur, daß Du mein bist auch vor Deinem Gotte. Kommst Du nicht, muß ich heim mit leeren Händen und ärmer als einer der Ärmsten meines Volkes.

Träume den schönsten Traum unserer irdischen Welten, laß Dich nicht blenden von Pracht und Reichtum, sei wahr wie ich!

Dein Arun al Raschid.

Sieglinde preßte beide Hände ans heftig pochende Herz, sie empfand unbegreifliche Sehnsucht nach dem Geliebten. Raum hatte sie ihr Haupt in die weißseidenen Rissen gebettet, als aus der Tiefe ein herrliches Lied an ihr Ohr klang. Die Töne der Geigen und Celli wurden vom Nachtwind getragen bis in ihr stilles Kämmerlein, das in wenigen Stunden zu einem Prunkgemach geworden war. Jubelnd öffneten sich ihre Lippen, und sie sang das herrliche Lied von Hildach mit: ‚Der Lenz ist da!‘ Dann fielen ihr die Augen zu. Weihrauchdust füllte das stille Haus an der Mühle im Schwarzwaldtal . . .“

„Onkel Rüstig, was ist das?!“ fragte Wilhelm, den das Märchen heftig erregt hatte.

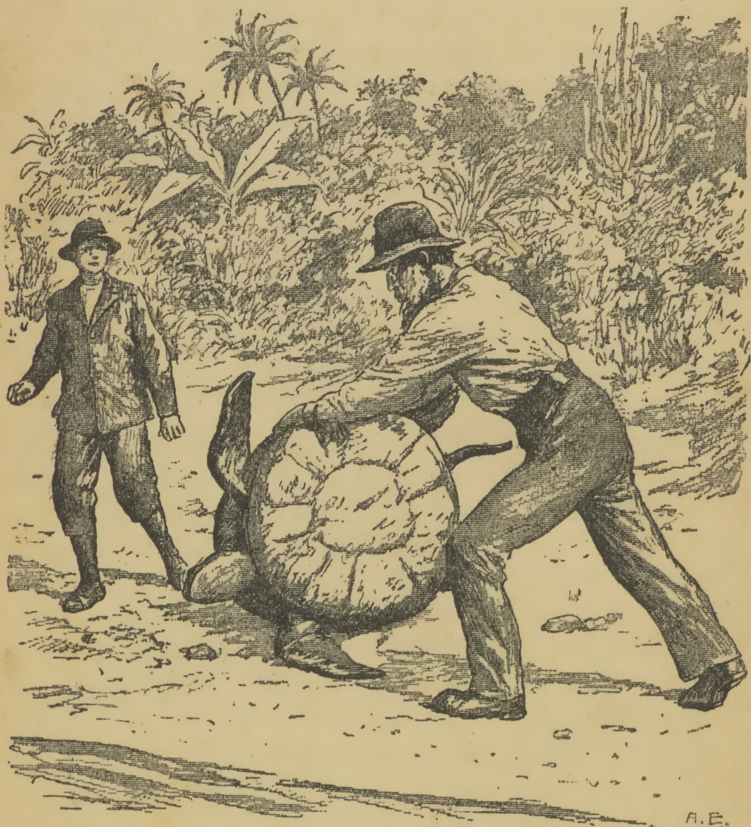
Der Steuermann blickte nach der angedeuteten Richtung.

„Eine Schildkröte! Die müssen wir abfangen!“

Schnell eilte er mit Wilhelm nach dem Strand, um dem Tier, das Gefahr witterte, zuvorzukommen. Sie wurde von

dem Alten auf den Rücken gedreht; dann kehrten beide wieder auf ihren Beobachtungsposten zurück.

„Erzähle bitte weiter, Onkel Rüstig! Das Märchen ist zu schön!“ bat der Knabe.



Ein feines Leuchten im braunen, wetterharten Antlitz, nahm der alte Seefahrer den Faden der Geschichte wieder auf.

„Am anderen Morgen, als die Eltern des Mädchens erwachten, lagen diese, wie sonst, entkleidet in ihren Betten und

blinzelten sich erwachend staunend an. Wie die Alten aber den Prunk und die Blumen sahen, dachten sie daran, daß Sieglinde spät abends noch nicht heim war. Sie stiegen hinauf in deren Kammer, fanden sie schlafend in all der Pracht und machten sie mit bösen Worten munter. Wo sie sich herumgetrieben habe, fragte der Alte. Was das für ein Kerl sei, der all den Teufelskram ins Haus gebracht und sie betäubt habe, geiferte die Alte, und sie schlossen die Aermste in ihrer Kammer ein.

Umsonst wartete der Kalif Arun al Raschid auf seine geliebte Braut. Der Abend kam, aber Sieglinde nicht. Mit schwerem Herzen und verwundeter Seele verließ der Mann Europa, um in seiner Heimat Ruhe und Frieden zu finden. Bei seiner Ankunft in Bagdad traf ihn die Nachricht, daß sein Vater gestorben sei. Das Volk jubelte dem neuen, so beliebten Herrscher zu. Aber in sein totes Antlitz kam kein Lächeln, und nie mehr war er am Tage zu sehen. In silberner Mondnacht wandelte Arun al Raschid die einsamen Wege im menschenleeren Park, keiner durfte ihn sehen außer Rahal und den beiden Dienern, die ihn nach Europa begleitet hatten. Das tiefe Leid im Herzen des Mannes und die Sehnsucht nach dem nordischen Wesen zehrten an ihm wie zwei Würmer, die Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Der Kalif Arun al Raschid war unermeslich reich und unermeslich unglücklich.

Das indische Volk fühlte jeden Tag die Wohlthaten des gütigen Fürsten und trug ein Stück jenes großen Kammers mit auf den braunen Schultern. Da konnte es Rahal, der erste Würdenträger des Reiches, nicht mehr mit ansehen. Zwei lange Jahre waren schon verstrichen, und der Kalif litt schwerer als früher. Eines Morgens bestieg er sein besflügeltes Roß und verschwand über den Wolken. In schnellem Flug eilte er über Erdteile und Meere. Nach wenigen Stunden hatte der Freund und Ratgeber des Fürsten das bekannte Mühlental im Schwarzwald gefunden.

Lautlos, wie eine purpurne Wolke, die sich im Morgenrot gebadet hatte, sanken Roß und Reiter nieder auf die blumige Wiese am Bach. Rahal führte sein treues Roß hinter ein Weidengebüsch und wartete.

Hatte Sieglinde geahnt, daß ein Fremdling kam, um Botschaft zu bringen, oder mußte sie wirklich zu so früher Stunde schon Wasser holen? Rahal traute seinen Augen kaum.

„Ist das die Braut meines Kalifen?“ flüsterte er mit bebenden Lippen.

Bleich wie der Tod, mit erloschenen Augen schritt Sieglinde gebeugt über die blühende Wiese. Das Herzeleid, Trauer und Sehnsucht um den Geliebten hatten sie zermüht; aber noch immer trug sie die geheime Hoffnung in der jungen Brust, daß er wohl einmal wiederkommen werde.

Mit jähem Schrei fuhr sie zurück, als Rahal in der indischen Kleidung auf sie zutrat.

„Was wollen Sie?“ rief Sieglinde angstvoll.

„Ich bringe Botschaft vom Kalifen,“ sprach Rahal leise. Er bat das Mädchen, sich neben ihn zu setzen, und erzählte von dem Leid des Fürsten.

Da konnte sich Sieglinde nicht mehr halten, sie schluchzte herzerreißend und berichtete stöhnend, wie es gekommen, daß sie zur verabredeten Stunde nicht erscheinen konnte.

„So komm jetzt mit mir auf mein Roß!“ bat Rahal. „Wir reiten über den Wolken und sind bald in Bagdad!“

Und sie willigte ein, bestieg mit Rahal das Flügelpferd, und flugs waren beide in den Wolken verschwunden.

Am Abend dieses Tages ging Arun al Raschid wieder in seinen Park. Schon blinkten die ersten Sterne am dunkelblauen Dom, doch, da . . . stutzte er.

Eine feenhaftige Gestalt stand im silbernen Mondschein vor ihm, angetan mit dem Gewand einer indischen Fürstin, und

doch war ihre Haut so zart und weiß. Der Kalif trat näher, schwer atmete seine breite Brust.

„Sieglindel“

„Arun!“

Zwei Namen kamen wie ein Sehnsuchtschrei aus beider Munde, sie stürzten aufeinander zu, hielten sich umschlungen, und ihre Lippen fanden sich zu einem langen, innigen Kuß . . .“

„Onkel Rüstig! Ich sehe etwas!“ unterbrach Wilhelm sehr ungern ein zweites Mal. Schnell sprang der Steuermann auf und eilte mit dem Knaben an den Strand, um den vier im Dunkel der Nacht schwerfällig krabbelnden Schildkröten den Weg abzuschneiden. Es gelang! Eine nach der anderen wurde auf den Rücken gedreht. Als sie eben wieder zu ihrem Beobachtungsposten zurückgekehrt waren, tauchten wieder mehrere Klumpen über den sandigen Hügelwellen am Strande auf, und flugs setzten sich unsere Freunde wieder in Bewegung.

Es ging schon scharf auf Mitternacht zu, der Mond stand hoch und blaß am Himmel, da entschied Sigismund Rüstig:

„Wilhelm, jetzt geht es schlafen. Wir haben vierundzwanzig Stück. Das reicht vorläufig aus.“

Der Knabe nickte.

„Onkel Rüstig, Sie haben recht! Als Sie das Märchen erzählten, war ich so munter, so voller Spannung, aber jetzt fühle ich, wie müde ich bin . . . Aber Sie erzählen mir doch das Märchen zu Ende?“

„Ein anderes Mal, Wilhelm, wenn es wieder so paßt!“

Bald schlummerten auch die beiden, und die Fee der Träume stieg am Inselgestade aus dem Wellenschaum und legte mit durchsichtigen Händen ihre Blütenschleier über die in den Zelten ruhenden Menschenkinder.

Am kommenden Tage hallte der Wald wider von den Schlägen der Axt, von den schneidenden Geräuschen der Sägen, von dem harten Ton der Hämmer. Sigismund Rüstig, Vater

Gebald und Wilhelm waren eifrig tätig am Bau des Wohnhauses. Vier Stüpfähle wurden metertief in die Erde gerammt, dann wurden die Seitenwände aufgebaut. Balken kam auf Balken zu liegen, alles paßte vortrefflich; denn der alte Rüstig arbeitete genau wie ein Schiffszimmermann. Während die drei eifrig beschäftigt waren und das Haus immer höher wuchs, mußten Juno und Thomas aus trockenen Kokosblättern strickartige Nudeln drehen, mit denen die Lücken zwischen den übereinanderliegenden Baumstämmen ausgefüllt werden sollten. So hatte jedes seine Beschäftigung. Wenige Tage später schon stand das Dachgerüst fest auf den vier Hauswänden, und auch hier wurde massiv verfahren. Baumstamm lag neben Baumstamm. Zwischen die Lücken aber wurden die von Juno und Thomas gedrehten Palmblattspiralen gestemmt und mit heißem Teer überstrichen, wodurch das Dach wasserdicht wurde.

Rüstig schnitt und stemmte Fensteröffnungen in die Wände des Hauses. Die Türöffnung wurde stark mit Seitenbalken verankert und ganz zuletzt auch die Tür in Scharnierbändern eingehangen.

Ueber all diesen Arbeiten waren zwei volle Wochen vergangen. Rüstig blickte oft besorgt nach der See und dem Himmel aus.

„Es wird die höchste Zeit,“ mahnte er immer, „wir müssen uns beeilen!“ Mit lustigen und doch kernigen Worten trieb der Alte zu immer schnellerer Arbeit an. Die Betten wurden aufgestellt, nachdem der Erdboden im Wohnhaus mit Baumstümpfen hartgestampft worden war. Geschickt wußte der alte Steuermann Vorhänge aus Segeltuch anzubringen, die auseinander- und zusammenziehbar waren. Tische und Stühle wurden vom alten Wohnplatz herübergeholt und aufgestellt. Eine Küche mit möglichst praktischen Einrichtungen lehnte als Anbau feuersicher neben dem Wohnhaus. Und schon jetzt hantierten Frau Gebald und Juno darin, als hätten sie zeit ihres

Lebens in keinem anderen Raum gebacken, gebraten und gekocht. Als alle Arbeiten so weit gediehen waren, daß nur noch Kleinigkeiten zu tun übrigblieben, holte Rüstig schmunzelnd ein zusammengeknürrtes Bündel unter dem einen Bett hervor. Es enthielt die Signal- und Namensflaggen des „Pacific“. Alle Signalflaggen wußte der alte Seemann so geschickt zu verwenden, daß sie ein schöner Schmuck der kahlen Wände wurden; die Flagge aber mit dem Namen „Pacific“ hißte er an einer schlanken, besonders dafür hergerichteten Palme auf, deren Krone er höchst eigenhändig und unter Lebensgefahr abgesägt hatte. Wie ein Schiffsmast stand der enthauptete Stamm, stolz flatterte die Flagge im Wind.

„Was bleibt jetzt noch zu tun übrig, Freund Rüstig?“ fragte Sebald, dem Alten auf die Schulter klopfend.

„Haben Sie keine Sorge, die Arbeit wird nicht alle!“ lachte der Seebär. „Wir müssen schnellstens einen Vorratsraum für unsere Vorräte zimmern. Dann wird ein Stall für die Schafe, Ziegen und Hühner gebaut. Das muß alles in den kommenden vierzehn Tagen fertig werden, sonst ist die Regenzeit da und wir sitzen auf dem berühmten Teerfaß ohne Inhalt!“

Alles war belustigt über den Humor des Alten, und mit neuem Mut und neuer Kraft wurde weitergeschafft, ohne Rast und Ruhe. Sogar der Nachtschlaf wurde in mondhellen Nächten für die Männer gekürzt, nur damit auch alles schnell fertig würde.

Eines Mittags schlug Sigismund Rüstig den letzten Nagel ein.

„Endlich ist das schwere Werk vollbracht!“ rief er laut und froh aus. „Wir haben es geschafft!“

Noch an demselben Tage wurden die Ziegen, Schafe und Hühner eingefangen. Dabei stellte es sich zur allgemeinen Freude heraus, daß sowohl Schafe wie Ziegen je zwei Junge hatten.

„Das sind noch nicht die letzten, Madam,“ nickte der Steuermann liebenswürdig zu Frau Sebald hin, „das gibt noch mehr Nachwuchs.“

Am kommenden Morgen begann ein tolles Treiben. Rüstig fuhr mit seinem Boot hinaus, um die Insel herum nach dem alten Wohnsitz, und Sebald zog mit Wilhelm vereint den Wagen quer über die Insel auf dem bekannten Waldpfad entlang.

Am Abend waren auch die letzten noch am alten Ankerplatz befindlichen Güter herübergeholt, alles stand wohlgeborgen und geordnet im Vorratsschuppen dicht neben dem Wohnhaus. In den Ställen blöken die Schafe, die Ziegen meckerten, die Hühner gackerten, und der Hahn ließ seinen Herrenruf hören. Wer von ferne stand und den Lärm hörte, hätte sicher auf ein kleines Gut geschlossen, und doch war es nur eine Farm oder Rancho, wie man in Amerika sagt.

Als sie nun so beieinander um den Tisch saßen, nach dem Abendbrot, bat Wilhelm:

„Ach, Onkel Rüstig, erzähle bitte das Märchen zu Ende.“

Ueber des Alten runzliges Gesicht ging ein Leuchten, er rückte das Stearinlicht beiseite und begann mit der Fortsetzung.

„In dieser stillen Stunde im weiten, prächtigen Park war die Ehe besiegelt zwischen den beiden Liebenden, und schon wenige Tage später wurde die pompöse Hochzeit gefeiert. Das indische Volk umjubelte seinen Herrscher, der sich nun alle Tage seinem Volke zeigte. Wenn die Inder auch erst nicht ganz einverstanden waren mit der Wahl ihres Herrschers in bezug auf die Königin, wenige Wochen später schon vergötterten sie Sieglinde wie ihren Gemahl in gleicher Weise; denn sie war so recht die Gemahlin des Kalifen Arun al Raschid. Sieglinde besuchte die ärmsten Kranken und pflegte und half, wo sie nur konnte. Als sie ein Jahr später ihrem Gemahl einen Thronfolger schenkte, kannte der Jubel des Volkes keine Grenzen. Tagelang war der

Palast umlagert, brausende Jubelgesänge stiegen zum indischen Himmel auf, und als er von dem höchsten Priester Brahmas getauft wurde, war es, als wallfahrteten sämtliche Völker der Erde mit. Ganz Indien strahlte im Festgewand, in der ärmsten Hütte war Sonne. Wo Sonne ist, ist auch Freude. Freude und Glücksempfinden haufen immer beisammen. Das Herrscherpaar und sein Volk waren glücklich!

Der Knabe wuchs heran, er hatte blondes Haar, blaue Augen und einen edlen Gesichtsschnitt wie sein Vater. Aber seltsamerweise nützten alle guten Lehrer, alle wertvolle und sorgfältigste Erziehung wenig. In seinen freien Stunden entlief er dem prachtvollen Palast. Die eigenartigsten Wildheiten traten zutage, der Junge stiftete nie Gutes, und alle Ermahnungen seiner Eltern und Lehrer vergaß er bald wieder. Um den angebrohten Strafen zu entgehen, belog der noch nicht ganz zehn Jahre alte Knabe Eltern und Lehrer. Lügen haben aber bekanntlich kurze Beine. Früher oder später trat die Wahrheit mit ehernen Schritten in den Palast des Kalifen, und dann spielte der Fürstensohn eine um so kläglichere Rolle. Sigismund, so war er auf Wunsch seiner Mutter getauft worden, spürte schon sehr frühzeitig den Drang, die weite Welt kennen zu lernen. Das gebundene, sorglose Leben im Palast und in der Residenz behagte ihm nicht, und oft schon war er heimlich in irgendeine Hafenstadt geeilt. Dort bestaunte er die wimpelgeschmückten stolzen Segler, die kamen und gingen. Hier am Meeresstrand aber wuchs seine Sehnsucht ins Angemessene.

Da geschah es, daß sein Vater schwer erkrankte und starb. Da der Erbfolger noch nicht mündig war laut indischem Geseze, mußte die trauernde Mutter mit dem Stabe ihrer Getreuen die Regierungsgeschäfte allein weiterleiten. Dabei leistete ihr der alte Berater und Freund ihres Mannes, Rahal, vortreffliche Dienste.

So ging alles seinen alten Gang. Das Volk hatte nach

wie vor keine Not zu leiden. Ueberall fühlte man die sorgende Hand der Fürstin, und bald war es sprichwörtlich geworden: Eine gütige Göttin hat unser Fürst Arun al Raschid aus dem eifigen Norden mit heimgebracht.

Eines Tages ließ Sieglinde nach ihrem Sohn suchen. Wie sich die Lehrer und Diener auch mühten, er war und blieb unauffindbar. Der Palast, der Park, die Residenz und die nähere Umgebung wurden abgesucht und erforscht, Sigismund war wie weggeweht von der indischen Erde.

Inzwischen hatte sich in einer Hafenstadt Seltsames ereignet. Der Erbfolger des indischen Kalisenthrones war, von einem inneren Drange getrieben, wieder einmal heimlich nach einer Hafenstadt entwichen. Ein stolzer Segler lag zur Abfahrt bereit, schon wurden die Segel gelockert, der Anker gelichtet und die Haltetaue gelöst, da schlich Sigismund in unbewachtem Augenblick über das schmale Fallreep, das die Landzunge mit dem Schiff verband, an Bord des fremden Seglers.

Bald läuteten die Schiffsglocken, die Matrosen sangen ihr uraltes Abschiedslied, und stolz zog der Segler seine Bahn, hinaus ins ferne Meer, fernem Erdteilen entgegen.

Sigismund hatte sich in der Vorlade last, in der Taue aufbewahrt wurden, versteckt. Aber bald schon trieb ihn der Hunger heraus, der Segler war schon auf hoher See. Ein Matrose entdeckte ihn zuerst, packte ihn im Genick und brachte ihn vor den Kapitän.

Dieser Mann aber war roh und brutal, er musterte den blinden Passagier und brüllte ihn an:

„Was willst du hier an Bord?! Soll ich dich ersäufen lassen wie eine Ratte?!“

Aber der Sohn des Kalifen hatte furchtloses Blut in den Adern, er blickte den Kapitän ruhig an und erwiderte:

„Das würde wenig Zweck haben, Kapitän! Ich will zur See fahren!“

„Was, du Schwächling willst zur See fahren, du Dreiküsehoch?! Na warte, wir werden dir die Suppe versalzen!“

Von rauhen Seemannsfäusten gepackt, wurde der seiner Mutter entlaufene Kalifensohn in Matrosenkleidung gesteckt und mußte harten Borddienst verrichten.

Seine zarten Hände bekamen Blasen und bluteten beim Scheuern der Decks; seine Füße, die immer nur an Schuhbekleidung gewöhnt waren, schwellen an, so daß er hinkend von Backbord nach Steuerbord wankte. Bei dem harten Dienst bekam er nur trockenen Schiffszwieback und Wasser. Der Kapitän hatte es ausdrücklich so befohlen. Wehe ihm, wenn er sich der Kombrüse näherte oder gar dabei ertappt wurde, daß er sich vor Hunger ein Stück Brot stahl.

Dann bekam der Knabe hundert Schläge mit dem Schiffstau und wurde obendrein zwei Tage und Nächte an den Mast gebunden; so allen Bitterungsunbilden ausgesetzt, kam oft in stillen, schmerzvollen Stunden die Reue auf leisen Sohlen zu ihm. Dann dachte Sigismund al Raschid an seine Mutter, an die Lehrer, die ihn wohlwollend nur Gutes gelehrt. Er träumte, wenn ihm wirklich einmal Zeit dazu blieb, von dem Prunkpalast, von seinem prunkvoll ausgestatteten Zimmer, von den Dienern, die seinem Winke gehorchten, von seinen stattlichen Reitperden, von all den hundert Dingen, die ihm in der Residenz Bagdad zur Verfügung standen. In solchen zerknirschten Seelenkämpfen sagte sich der Knabe oft, daß er Unrecht getan habe und nun bitter büßen müsse. Warum hatte er die wohlmeinenden Ratschläge der Lehrer, der Mutter in den Wind geschlagen? Warum war er heimlich entwichen?

Zur selben Zeit wurde in ganz Vorderindien gesucht, geforscht, alle Winkel wurden umgekrempt, hundert Suchpatrouillen ließ Sieglinde los, um den Sohn wiederzufinden. Nichts! Sigismund al Raschid war und blieb verschollen!

Da herrschte große Trauer im ganzen Land. Von dem

Tage an wurde Sieglinde al Raschid, die Frau des toten Kalifen, eine Schweigsame. Nur des Nachts wandelte sie im Park. Wenn der Mond die weite, schöne Erde mit seinem Silberpinsel betupfte; dann weinte sie ihr großes Weh in den Goldfischteich des herrlichen Parkes.

Im ganzen Reiche war nur einer, der sie verstand, das war der Vertraute ihres Mannes, Rahal. Dieser bereits weißhaarige Inder trug mit an dem Herzeleid seiner Herrin. Er verstand alles, aber die Handlung des Sohnes verstand er nicht.

Bald starb die edle Fürstin aus dem Lande des Unschuldsschnees und der leuchtenden Winterkristalle.

Vier Wochen herrschte Trauer in Indien. Rahal, der Großwürdenträger, ließ seinen Ruf in alle Welt ertönen, das ganze Volk reckte die Arme nach dem verschollenen Fürstensohn. Aber der war und blieb verschwunden. So wurde denn ein neuer Kalif auf den Thron gesetzt. Sigismund al Raschid hatte sich den Thron, das Erbe seiner Väter, auf die leichtsinnigste Weise verscherzt. Das alles erfuhr der Knabe nicht. Er wurde an Bord gehalten wie ein Gefangener und Sklave, mußte harte Arbeit verrichten, trodenen Schiffszwieback kauen und derbe Prügel einstecken, auch wenn er gänzlich unschuldig war.

In dieser Zeit führten Engländer und Franzosen einen erbitterten Krieg um die Vorherrschaft in den Südseegewässern, und der Augenblick brachte seltsame Ueberraschungen. Mitten auf hoher See wurde der Segler, auf dem sich Sigismund al Raschid befand, von Franzosen angehalten. Der Matrose im Mast hatte schon lange vorher ein fremdes Schiff an Steuerbord gemeldet. Als es näher kam, merkte der rauhe englische Kapitän, daß er es mit einem Gegner zu tun habe, und suchte zu entkommen. Der Franzose aber verstand keinen Spaß. Ein Kanonenschuß hallte über Wasser; dann noch einer, und als der Kapitän die Segel immer noch nicht streichen ließ, kam eine Rollsalve mit wütendem Geheul durch die Luft herangezischt.

Die Kugeln schlugen dicht vor dem Segler ein. Da sah der Kapitän das Nutzlose seines Unternehmens ein, er gab Befehl, die Segel zu streichen. Reglos lag das Schiff. Von dem Franzosen her näherte sich ein vollbesetztes Boot mit einem Offizier und mehreren Seesoldaten. Schnell mußten die Matrosen auf Befehl des Kapitäns den Kalifensohn vom Mast binden, der wieder schwer zu dulden hatte wegen einer Kleinigkeit. Gott strafte den armen Jungen bitter hart für seinen jugendlichen Leichtsinn.

Da kamen auch schon die Franzosen an Bord und belegten das Schiff mit Beschlag. Die Schiffsbesatzung und der Kapitän mußten in dem Boot mit zu dem französischen Kriegsschiff, dafür blieben die Seesoldaten und die armen Schiffsjungen an Bord. Unter letzteren befand sich auch der Sohn des Kalifen, Sigismund al Raschid.

In Kiellinie segelten beide Schiffe weiter. Am dritten Tage bekamen die an Bord des englischen Seglers befindlichen Franzosen vom Kriegsschiff aus das Flaggenignal zu stoppen. Das französische Kriegsschiff aber fuhr weiter und lag bald in schwerem Gefecht mit einem Engländer, der bedeutend stärker war. Der Franzose sank.

Als die an Bord des englischen Seglers befindlichen französischen Soldaten das sahen, steuerten sie das Schiff in das in der Nähe liegende Hoheitsgewässer der Holländer, wo die ganze Besatzung, somit auch Sigismund al Raschid, in Gefangenschaft gerieten."

Der Steuermann blickte auf und lächelte vor sich hin. „Ich sehe eben, daß Juno schon schläft. Wir wollen dasselbe tun. Es ist spät geworden über dem Erzählen."

Alle erhoben sich. Ein Abendgebet wurde gesprochen; dann lag die Farm stumm und reglos in der Tropenwildnis. Schweigsam zogen die Sterne in welkenfernen Zonen ihre Bahn. — —

Es folgten noch sonnige Tage auf der Insel, die Steuermann Rüstig klug ausnutzen wollte.

„Herr Gebald,“ sprach er ernst auf diesen ein, „wir sind jetzt unter uns! Nur Wilhelm ist noch dabei, und der gute Junge weiß zu schweigen. Ich vermute dort drüben auf der größeren Insel im Süden, die Sie mit dem bloßen Auge gerade sehen können, Eingeborene. Die Wilden in unserer Zone haben die Angewohnheit, in der Nähe liegende Inseln mit ihren Booten aufzusuchen. Sie tun das, um die so begehrten Kokosnüsse zu ernten, welche ja überall wachsen. Da es sich um sehr kriegerische Völker handelt, die Menschenfleisch durchaus nicht verachten, ist es wohl besser, wenn wir unseren Besitz, solange die Regenzeit noch nicht einsetzt, mit einer hohen Palisade umgeben. Das sind wir den Frauen und uns selbst schuldig.“

Vater Gebald machte ein besorgtes Gesicht.

„Ist es wirklich so schlimm?“

„Schlimm ist es vorläufig noch nicht, Herr Gebald, aber es könnte schlimm werden! Sie wissen ja: Der kluge Mann baut vor!“

„Ja! So dichtete Schiller doch im Wilhelm Tell!“ rief Wilhelm begeistert. „Ach, Vater Rüstig, dann wollen wir gleich an die Arbeit gehen! Aber Mutter darf davon nichts erfahren.“

„Nein! Beileibe nicht, mein Junge,“ nickte Rüstig ernst. „Die gute Madam sorgt sich sonst zu Tode.“

Noch an demselben Tage begannen die drei mit dem Bau der hohen Umgrenzungsmauer. Dabei verfuhr der alte Steuermann in sehr kluger Weise. Er nahm erst Maß, zog eine Schnur von einem bestimmten Palmbaum zum anderen im Viereck um die Besitzung, und alle Bäume, die in der Richtung der Schnur standen, blieben gleich als Pfahl in der Umgrenzungsmauer stehen. Alle in der Nähe befindlichen Bäume aber wurden gefällt, behauen und tief in den Erdboden gerammt. Innen

brachten die fleißigen Arbeiter noch eine Querlage bis zur Brusthöhe an, wo mittels eines Bohrers Löcher hineingebohrt wurden. Diese Löcher mußte Wilhelm mit einem glühenden Eisen so groß brennen, daß ein Gewehrlauf bequem hindurchging. Das war wieder ein Hämmern und Sägen im Walde. In der Nähe meckerten die Ziegen, die Schafe blökten, die Hühner gluckten mit ihren Rücken durchs hohe Gras. Auch die Schweine hatten sich längst wieder eingefunden, sie grunzten behaglich im Schatten eines Palmbushes. Da wurde das Lautgewirr von der Stimme Juntos unterbrochen:

„Massa Rüstig, Massa Sebald, Massa Wilhelm! Essen fertig! Kommen! Schnell!“

Lachend stellten die drei ihre Werkzeuge zur Seite und eilten in das Bohnhaus, wo es bereits würzig nach Schildkrötensuppe duftete.

„Da läuft einem bald das Wasser im Munde zusammen!“ knurrte der alte Steuermann gemütlich vor sich hin.

„Ach ja, Onkel Rüstig!“ bestärkte Wilhelm den Ausspruch des Alten.

Sebald schnunzelte zu seiner lieben Frau hinüber, die eben das Essen auf die Teller verteilte.

„Denke dir nur, lieber Mann,“ unterbrach sich Frau Sebald während der angenehmen Hausfrauenspflicht, „Thomas hat meinen Fingerhut verworfen und gibt auf alle Fragen nur immer die eine Antwort: Er wird sich schon wiederfinden.“

„Nette Bescherung,“ brummte Vater Sebald, und laut fügte er hinzu, dabei Thomas scharf ansehend: „Thomas, wo ist der Fingerhut?!“

Das Gesicht des Knaben verzog sich langsam zu einer Grimasse, klägliche Töne entflohen seinem weit aufgesperrten Mund:

„Bati! Ich . . . uhahuhoo wiederfinde den Fingerhut!“

„Junge, wenn du mir jetzt nicht sagst, wo der Fingerhut ist, bekommst du kein Mittagessen!“

Thomas brüllte wie ein Löwe, aber er blieb bei seiner Antwort, daß er ihn schon wiederfinden werde.

Da machte Wilhelm, der inzwischen schon von der Suppe löffelte, ein recht merkwürdiges Gesicht.

„Ei der Tausend!“ rief er, sich in den Mund greifend und einen Gegenstand hervorziehend. „Beinahe hätte ich den Fingerhut verschluckt! Hier ist er, Mutter!“

„Nanu!“ staunte Frau Gebald. „Wie kommt der Fingerhut in die Suppe?!“

Jetzt nahm sich Vater Gebald seinen hoffnungsvollen Sprößling noch einmal ernsthaft vor, Thomas mußte beichten.

Und so erfuhr denn die in größte Heiterkeit versetzte Tischgesellschaft, daß Thomas mit dem Fingerhut von der Suppe kosten wollte. Sie war aber noch zu heiß, und flugs hatte der Kleine, um sich die Finger nicht zu verbrennen, den Fingerhut in den Kochtopf fallen lassen.

„Wenn es sich so verhält, Herr Gebald,“ meinte Steuermann Rüstig, „können Sie ihm doch ruhig Suppe geben. Er ist doch immerhin sehr bescheiden gewesen.“

„Ja, sehr bescheiden,“ bestätigte Thomas, „das nächstemal nehme ich einen Topf!“

Wieder war große Heiterkeit am Tische über den drolligen Jungen, der aus einem Schwabensstreich in den anderen kölpelte.

Nach dem Mittagessen gingen unsere drei wieder an den Palisadenbau bis zum Abend.

„Aber, lieber Mann!“ staunte Frau Gebald, „du bist ja ganz erhitzt! Ihr dürft euch nicht überarbeiten! Herr Rüstig auch und Wilhelm!“

„Ja, Mutter,“ Wilhelms Augen leuchteten stolz. „Das gibt Appetit und Muskeln!“ Dabei reckte der Knabe die Arme weit von sich.

In dem Gesicht Frau Sebalds aber wuchs ein heller, stolzer Schein über die leicht geröteten Wangen.

Nach dem Abendessen mußte Onkel Rüstig auf Grund der stürmischen Bitten aller sein Märchen weitererzählen von dem Sohn des Kalifen.

Der alte Steuermann setzte sich bequem in seinem Stuhl zurecht, überlegte einen Augenblick, zog an seiner Pfeife und berichtete von dort an weiter, wo die Erzählung abgebrochen worden war.

„Der Sohn des Kalifen, Sigismund al Raschid, war mit den anderen Schiffsjungen in holländische Gefangenschaft geraten. Sie wurden nicht sonderlich schlecht behandelt, mußten aber für das kärgliche Essen hart arbeiten und unter strengster Bewachung.

Wenn die Schiffsjungen dann abends todmüde heimkehrten in ihre Zelle, besprachen sie ihre trostlose Lage. Die anderen waren schon länger zur See gefahren als der Kalifensohn, sie hatten schon viel gesehen und gehört. Die Reisen auf den verschiedensten Seglern hatten sie nicht dümmern gemacht. Besonders zwei unter ihnen, die sich enger an Sigismund angeschlossen hatten, waren besonders klug und unternehmungslustig. Als sie aus den Gesprächen der Bewachungssoldaten herausgehört hatten, daß sie nach Holland gebracht werden sollten, stand ihr Fluchtplan fest; denn in dem Mutterlande der Kolonie blühte ihnen nichts Gutes.

„Ich habe eine Idee,“ sprach der ältere, „die sich bei einiger Vorsicht sehr wohl durchführen läßt. Hört meinen Plan!“

Die drei Leidensgefährten zwängten sich in einem Winkel der kalten, dunklen Gefängniszelle zusammen und lauschten dem Bericht ihres Führers, eines gewissen Sim Halston.

Wieder waren mehrere Tage vergangen, da drückten sich die drei eines Abends, als alle anderen Gefangenen in die Zelle geschlossen wurden, beiseite und verbargen sich hinter den Büschen

im Hof des Gefängnisses. Auf dem Rasen des Hofes lag dicht an der hohen Mauer ein Baumstamm, der ihren dunklen Befreiungsplan verwirklichen helfen sollte. Als die Wachen schliefen, schlichen die drei Knaben herzu, hoben lautlos den Baumstamm bis auf den Mauerrand empor und kletterten flugs daran hoch. Oben angelangt, ließen sie sich an der Außenseite wieder herunter und ließen aus Leibeskräften, was die jungen Lungen hergeben wollten, hinein in die Nacht, hinein in das unbekannte Gebiet, hinein in ungeahnte Gefahren.

Erst gegen Morgen, als sich das erste Frührot zeigte, hielten sie inne und schauten sich nach einem geeigneten Schlupfwinkel um. Sie fanden an einem zerklüfteten Felsenhang eine geräumige, trockene Höhle, die ihren Zwecken geeignet schien. Schnell schlüpften die drei Schiffszungen hinein, um auszu-
ruhen vom langen, angestrengten Lauf.

Sie mochten eine geraume Weile gelegen haben, als vor der Höhle plötzlich ein Höllenlärm entstand. Erst konnten sich die Knaben das Seltsame nicht recht erklären. Jim, der Stärkste, kroch an den Ausgang, spähte vorsichtig hinaus und stieß ein so herzhaftes Lachen aus, daß die anderen zwei unwillkürlich mitlachen mußten.

Vor der Höhle hockten etwa vierzig Paviane, die gar seltsame Bewegungen ausführten, Grimassen schnitten und fürchterlich durcheinander schnatterten. Da zog Jim sich plötzlich schnell zurück. Direkt vor dem Höhleneingang tauchte das fleischende Gesicht eines der größten Affen auf und schaute mit wild rollenden Augen in die dunkle Doffnung.

Dann langte ein starker behaarter Arm herein und tappte direkt in Jims Gesicht.

„Wir müssen uns ins Höhleninnere zurückziehen, Freunde,“ sprach er, „die Tiere werden böseartig.“

Erst jetzt entdeckten die drei, daß die geräumige Höhle noch

eine kleinere Grotte aufwies, welche durch einen ganz schmalen Gang von der größeren getrennt war.

Schnell krochen die Knaben dort hinein. Raum befanden sie sich in ihrem neuen Schlupfwinkel, als die Paviane auch schon die größere Höhle mit ihrem Gezeter belebten. Einer von den Affen, ein besonders starkes Tier, mußte wohl bemerkt haben, daß die Ausreißer jetzt in der kleinen Grotte hockten. Er langte mit den beiden langen Armen durch das Tunnelloch, um sie in demselben Augenblick schreiend zurückzuziehen. Beide Arme bluteten an mehreren Stellen. Jim hatte mit seinem Messer derb zugestoßen.

Pöffierlich sah es aus, wie das Tier den anderen seine Wunden zeigte und diese dann ableckte. Und nun begann von neuem ein furchtbares Gezeter und Geschnatter.

Die Paviane schickten sich ernstlich zu einem Angriff an, aber die drei Schiffsjungen verteidigten den Eingang ihrer Grotte standhaft. Immer wieder zogen die Affen ihre Arme verletzt und blutend zurück.

Da tönte plötzlich ein ganz besonders heller Warnungsschrei in das Höhleninnere.

Eine Minute später befand sich kein Pavian mehr darin. Die Tiere waren aus unbegreiflichen Gründen geflohen.

Jim war der erste, welcher in die große Höhle und von da aus nach dem Höhlenausgang kroch. Mit aller Vorsicht spähte der Knabe hinaus.

„Was siehst du, Jim?“ fragte ihn der Kalisensohn, der ihm auf den Fersen gefolgt war.

„Einen Negerhirten mit seiner Ruhherde,“ gab Jim zur Antwort. „Der Schwarze ist sogar im Besitz eines Gewehres. Das müssen wir uns aneignen. Wir stehen ja auf dem Kriegsfuß mit den Holländern. Also ist es auch kein Diebstahl, wenn wir es bei der ersten günstigen Gelegenheit an uns nehmen. Wir konfiszieren es!“

Die Knaben krochen aus der Höhle, legten sich hinter das am Felshang wuchernde Gestrüpp und beobachteten unermüdlich den Schwarzen, dabei von den aufgesparten Brotresten aus dem Gefängnis zehrend.

So vergingen Stunden. Da wickelte sich der schwarze Hirte in seinen Mantel, legte sich hin und schlief. Sie warteten noch eine Weile, dann sprach Jim mit leiser Stimme:

„Jetzt ist der rechte Augenblick gekommen! Jetzt oder nie! Und ohne Waffe sind wir hier in diesem Hundeland verloren. Ich werde es tun!“

Während Sigismund al Raschid in der Runde beobachtete, kroch Jim auf allen Vieren an den schlafenden Hirten heran. Nahm vorsichtig dessen Gewehr, legte es hinter sich und schnitt dem Schwarzen dann mit seinem Messer Kugelbeutel und Pulvertasche ab. Mit seiner Kriegsbeute kroch der Knabe zurück zu den Harrenden.

„Jetzt müssen wir uns aus dem Staube machen, Ramedaden,“ redete Jim leise auf seine Gefährten ein; „denn wenn der Schwarze etwas merkt, vollführt er einen Höllenlärm, und man könnte uns finden.“

Der Kalifensohn und Bill Wood, der dritte, waren damit einverstanden. Schnell glitten sie den Felsenhang nieder in das breite Thal der Falschen-Bay. Auf der Höhe eines Abhanges bemerkten die Flüchtenden unten in der Niederung mehrere Bauernhäuser. Sie legten sich nieder und beobachteten das kleinere ganz in der Nähe gelegene Gehöft. Ein Schwarzer spannte zwei Ochsen vor einen schmalen, mit großen, plumpen Rädern versehenen Feldkarren, seine Peitsche knallte, und langsam zogen die Tiere Mann und Wagen in wiegendem Gange zum Hof hinaus. Das Geratter des Gefährtes war bald in der Ferne verklungen. Aus dem Hause trat der Bauer mit dampfender Pfeife, setzte sich neben die Eingangstür seines Hauses auf eine Holzbank und wartete auf das Mittagbrot; dann bestieg er

ein Pferd und ritt davon. Die Knaben lagen noch immer auf ihrem Beobachtungsposten und bemerkten jetzt eine Negerin, die mit einem Korb auf dem Kopf davonging nach dem nächsten größeren Besiß. Wiederum verging eine kurze Spanne Zeit, da erschien auch die Bauersfrau mit ihren beiden Kinderchen an der Hand. Sie hatte ihren Nachbarn sehr wahrscheinlich eine dringende Neuigkeit mitzuteilen; denn auch diese rundliche Frau strebte einem der anderen Gehöfte zu.

„Jetzt ist die Luft rein! Los! Hinunter!“ kommandierte Jim.

Gewandt kletterten alle drei den Abhang hinunter, um dann vorsichtig spähend um das Gehöft zu schleichen. Bald konnten sie, weil niemand zu sehen war, in das Hausinnere vordringen.

Dort fanden die Knaben alle möglichen Eßvorräte, Wasserflaschen, Gewehre, Kugelbeutel und Pulverhörner, alles Dinge, die sie sehr notwendig brauchten. Sofort rüsteten sich die Ausreißer gehörig aus, mit Waffen sowohl wie mit Eßvorräten; dann verließen sie fluchtartig das Gehöft, um erst oben an ihrem alten Beobachtungsposten haltzumachen.

Ohrenbetäubendes Zetern und Schnattern ließ die Knaben hochfahren, sie sahen eine Pavianherde in dem Garten und auf dem Hof des beraubten Gutes. Die Tiere mußten wohl bemerkt haben, daß die Besitzer und deren Dienerschar ausgeflogen waren. Die Affen plünderten die Obsthäume und nahmen mit, was nicht niet- und nagelfest war.

Als die Bäuerin zurückkam, stimmte sie ein Zeternordio an und rang die Hände. Aber das nützte alles nichts. Das aus dem Haus dringende Geschrei der Frau, als der Bauer zurückgekommen war, verriet nur allzu deutlich, daß dieser seiner Ehehälfte handgreiflich klarmachte, daß sie das Haus in seiner Abwesenheit nie zu verlassen habe.

Am Abend wanderten die nunmehr bewaffneten Knaben von dannen, hinein in eine Wüstenei. Durch das Dunkel der

Nacht drangen Tierstimmen an ihr Ohr, von ferne hallte der Donnerruf des Königs aller Tiere, ganz in der Nähe leuchteten die grünen Augen einer Pantherkatz, die zum Sprung ansetzte. Aber Sigismund al Raschid hatte das Gewehr an die Wange gerissen, und noch ehe sich der sehnige Körper des Raubtieres zusammenducken konnte zum Angriff, krachte der Schuß. Der Kalifensohn war ein guter Schütze, er fürchtete selbst den Teufel nicht. Mit furchtbarem Gebrüll wälzte sich das Tier in seinem Blute, es war mitten in den Kopf getroffen. Schnell eilte Sigismund zu der Bestie und gab ihr die Gnadenkugel.

„Das Tier soll nicht lange leiden,“ sagte er. „Auch wenn es ein Raubtier und uns feindlich gesonnen ist.“

Ihr seht also, liebe Kinder, daß der Knabe unverdorben war. Nur sein grenzenloser Leichtsinn und der Ungehorsam hatten ihn in diese mißliche, gefährvolle Lage versetzt und um Reich und Thron gebracht. Laßt euch das eine ernste Warnung sein! Drei lange, bange, entbehrungsreiche Wochen trieben sich die Knaben umher, immer in nördlicher Richtung wandernd. Es war eine Irrfahrt ohnegleichen. Oft wünschten sich die drei wieder in ihr Gefängnis nach Kapstadt zurück, aber dann wieder fürchteten sie, ausgelacht zu werden. Das kann aber ein rechter Knabe nicht vertragen, wenn er kein Feigling ist, und feige waren die drei nicht!

Alle Entbehrungen und Gefahren nahmen sie als etwas Selbstverständliches auf sich. Sie zogen durch Sandwüsten voll Sonnenglut, dürsteten und hungerten ohne Murren. Des Nachts machten sie ein Feuer, um die wilden Tiere von sich abzuhalten.

In einer solchen mond- und sternlosen Nacht geschah mitunter Wunderbares. Es war ein Rauschen und Klängen in der Erde und in den Lüften, von weither schien es zu kommen und war doch immer nah, es klang, als ob feiner Sand an einer Kristallfläche niederrieselte. Die Feuer der Knaben brannten

herab, ihr Schein versank im Dunkel. Nur ein mattes Glimmen verriet, daß noch heißes Leben unter der Asche verborgen lag. Sim, der die Wache übernommen hatte, war, wie die anderen, fest eingeschlafen. Plötzlich, mitten in der Nacht, wurde Sigismund al Raschid von irgendeiner Bestie gepackt und hochgehoben. Scharfe Zähne gruben sich tief ein in sein Fleisch. Schmerzhafte schrie der Kalifensohn auf, um instinktiv in die verlöschende Blut zu greifen. Mit einem noch glimmenden Aft fuhr der Aufgeschreckte dem Tier in die Augen. Heißer Atem strich über sein Gesicht; dann ein Schmerzgebrüll, tief und rau, die Bestie ließ ihn fallen und lief davon. In der Runde aber leuchteten aus dem nachtschwarzen Dunkel rötliche Augen in feigem Schimmer. Eine Gruppe Hyänen umlauerte die noch lebende Beute und wagte sich nicht heran. Diese feigen Tiere der Nacht waren nur an Nas gewöhnt. Dieser Einrichtung Gottes verdankten die drei ihr gefahrenumgebenes Leben.

Am anderen Morgen hatte Sigismund al Raschid eine Antilope geschossen. Schnell wollten die Knaben, die mit der Büchse für den Mundvorrat sorgen mußten, auf die Jagdbeute zustürmen. Da . . . ein markerschütterndes, donnerartiges Gebrüll, das die Lüste zittern machte! Ein mächtiger Löwe setzte in ungeheurem Sprunge über eine Sanddüne hinweg und belegte das erschossene, noch blutwarne Tier mit Beschlag. Hell funkelten die Augen in dem wuchtigen Kopf, die zottige Mähne sträubte sich, jedes der kräftigen Glieder war gespannt in Erwartung eines feindlichen Angriffes.

Beim Anblick des Königs der Tiere ließen die Knaben, was sie laufen konnten, bis die Lungen und die Beine versagten. Der Löwe aber machte sich an sein leckeres Mahl.

So hatte der Weltenschöpfer die Entflohenen ein zweites Mal errettet vor einer schier grenzenlosen Gefahr.

Immer weiter wanderten die drei in Sonnenglast und Wüstenbrand, sie litten Hunger und Durst, die Kleidung hing

ihnen in Fetzen vom Körper herab, und oft wuchs ihre Trostlosigkeit ins Hoffnungslose. Dem Kalifensohn, der früher an Prunk und Pflege gewöhnt war, schien alles gleichgültig zu sein. Ja, oft wünschte er, von einem Löwen zerrissen zu werden, damit das leidvolle Leben ein Ende hätte.

Endlich hatten die Knaben das Land der Gefahren, Nöte und Qualen hinter sich, sie durchwanderten wellige Gelände, die hier und da grüne Gräser und Büsche aufwiesen. In der Ferne aber zog sich ein riesiger Wald entlang, der mit dem unendlichen Horizont zu verwachsen schien. Diesem dunklen Streifen strebten sie eilenden Fußes zu, und als der Abend die Welt mit all ihren süßen Hoffnungen, bitteren Enttäuschungen liebevoll in die Arme des Vergessens nahm, sanken der Kalifensohn und seine beiden Leidensgefährten ermattet am Waldsaum nieder.

Eben wollten sie die Augen zum erquickenden Schlaf schließen, als es in dem Geäst über ihnen knarrte. Ein prächtiger Leopard streckte seinen sehnigen Körper zum Sprung, heiß kam ihm der Atem aus dem geöffneten Rachen, dessen weiße Spitzzähne verderbendrohend leuchteten. Das Gefunkel der Raubtieraugen lähmte, verwirrte . . . Der einzige, der einigermaßen den Kopf oben behielt, war der Sohn des Kalifen, Sigismund al Raschid. Er griff blitzschnell nach seinem Gewehr, riß es an die Wange . . . Ein Knall! . . . Der gestreifte Raubtierkörper sauste durch die Luft auf den Schützen zu! Jetzt mußten ihn die krallenbewehrten Pranken zerreißen! Aber die Stelle im Rasen, auf welcher der Leopard schwer getroffen zusammenbrach, war leer. Der Kalifensohn hatte sich gewandt zur Seite geworfen. Ein zweites Mal krachte seine Büchse, ein letztes wahnsinniges Gebrüll; dann mattes Röcheln, der Leopard war tot.

Auf den Knien dankte der Knabe seinem Gott für die Lebensrettung, und die rauen Weggenossen beteten ein erstes Mal mit in dankbarster Empfindung. Der Odem des Welten-

schöpfers war auch diesen entarteten Knaben in die Seele gedrungen. Schon am folgenden Tage erreichten sie eine Eingeborenenkarawane, die ihnen freundlich gesinnt war und den Weg nach einer holländischen Kolonie zeigte . . .

Jetzt aber muß ich aufhören mit meinem Märchen, es ist spät, die Zeit zum Zubettgehen ist längst gekommen."

In den folgenden Tagen bauten Rüstig, Gebald und Sohn die Palisade fertig. Auch wurde ein starke Thür in der Umgrenzungsmauer angebracht, die von außen nach innen schloß, ein Umstand, der außerordentlich günstig war; denn es wäre unmöglich gewesen, die Thür von außen einzudrücken. Frau Gebald hatte tüchtig im Haushalt zu tun, sie war wieder gesund und kräftig; Juno, die Negerin, und Karoline, die zu einem ganz reizenden Mädelschen heranzuwuchs, leisteten ebenfalls Tüchtiges. Sogar der Thomas, der Ausbund, machte sich nützlich, wo es nur irgend ging. Und Albert, der Kleinste, balancierte schon ziemlich sicher auf seinen dicken Beinchen durch das hohe Gras.

"Heute wollen wir den Bau des Fischteiches beginnen," mahnte Rüstig; "denn ich glaube, das schöne Wetter hat die längste Zeit angehalten. Bald dürfte es in Strömen regnen."

Die drei, Rüstig, Vater Gebald und sein Sohn Wilhelm, fuhren mit Hilfe ihres Wagens, der schon beim Heranschleppen der Baumstämme gute Dienste geleistet hatte, schwere Steine herbei und begannen mit dem Bau der Umfassungsmauer für die Fischteiche.

Da zog Kummer und Sorge ein in die einsame Farm auf der noch einsameren Insel. Wilhelm klagte an einem Nachmittage über heftige Kopfschmerzen und über Fieber. Sein Zustand verschlimmerte sich derart, daß er zu Bett gebracht werden mußte. Am Tage wachte die Mutter mit besorgtem Gesicht am Bett ihres Ältesten, des Nachts aber saß der alte Steuermann, Sigismund Rüstig, vor dem Lager des Knaben. Mit gefalteten Händen sandte er, der Alte, Wetterharte, so manches Stoßgebet

zum Himmel. Er hatte den verständigen, fleißigen und braven Knaben in sein Herz geschlossen und liebte ihn wie einen eigenen Sohn.

Der Krankheitszustand des Knaben verschlimmerte sich mehr und mehr. An einem besonders trüben Tage zog der Steuermann Vater Sebald vor das Haus.

„Herr Sebald,“ er kraute sich hinter den Ohren, „ich glaube,



Wilhelm hat einmal ohne Hut gearbeitet. Bei der heißen Sonne ist es sehr leicht möglich, daß er einen Sonnenstich bekommen hat, und da hilft nur ein Uderlaß. Sehen Sie doch einmal im Arzneikasten nach, ob ein Instrument für solche Zwecke vorhanden ist. Madam darf natürlich nicht erfahren, daß der Zustand des Knaben sehr bedenklich ist.“

Vater Sebald nickte stumm und ging von Gram und Sorge gebeugt ins Haus zurück.

Sigismund Rüstig ließ sich auf der davorstehenden Bank nieder und nickte kummervoll.

„Der arme, gute Junge . . . Wenn er nur wieder gesund wird . . .“

Herr Sebald kam zurück, einen blinkenden Gegenstand in der Hand.

„Hier ist ein solches Instrument, Freund Rüstig!“

Der alte Mann betrachtete den blinkenden Nidelftahl.

„Wollen Sie den Schnitt ausführen, Herr Sebald?“

„Ich kann nicht,“ stöhnte der besorgte Vater. „Meine Hand ist zu unsicher, und dann kann ich das Blut meines Kindes auch nicht sehen.“

„Gut! So werde ich den Aderlaß noch in der kommenden Nacht durchführen!“

Sie kehrten in das Wohnhaus zurück, nachdem Rüstig das Instrument zu sich gesteckt hatte.

Draußen begann der Wind zu heulen, erst ganz fern und matt, dann näherkommend und immer stärker. Regen prasselte auf das Dach nieder, daß es klang, als würde eine Kriegstrommel gerührt. Die Regenzeit setzte ein.

In der Nacht, als alle schliefen und Rüstig am Bette des Knaben Wache hielt, nahm letzterer dessen Arm, wand ein Handtuch oberhalb des Ellenbogengelenkes straff herum, so daß die Adern anschwellen, und führte dann mit sicherer Hand den Schnitt aus. Rot und warm rann der Lebenssaft in ein bereitgehaltenes Gefäß. Als Rüstig glaubte, daß es genug sei, ließ er das Handtuch fahren, verband die Wunde und wachte und betete.

Schon am anderen Morgen spürte Wilhelm große Linderung der Kopfschmerzen, auch das Fieber hatte etwas nachgelassen.

Schon glaubten unsere Insulaner, aller Sorge enthoben zu

sein, als sich des Knaben Zustand wieder bedeutend verschlechterte.

Noch in derselben Nacht entschloß sich Rüstig einen zweiten Aderlaß vorzunehmen. Auch diese Operation gelang vorzüglich, und nun genas Wilhelm langsam von seiner schweren Fiebererkrankung. Von Tag zu Tag trat eine geringe Besserung ein, aber die Genesung schritt unsagbar langsam vorwärts.

Die Regenzeit hatte nicht lange angehalten. Als Wilhelm das erstemal wieder ins Freie durfte, waren der Fischteich und auch die Umzäunung des kleinen Strandbades fix und fertig. Im Teiche war sogar ein staunenswert reichhaltiger Vorrat an Fischen vorhanden.

„Ich bedaure unendlich,“ sprach der Knabe wehmütig, „daß ich nicht mithelfen konnte. Die böse Krankheit . . .“

„Sei zufrieden, mein Junge,“ tröstete der Vater seinen Sohn. „Sei zufrieden, daß du soweit wieder hergestellt bist zu unser aller Freude, und danke deinem Herrgott für die große Güte, daß du wieder vollständig gesund geworden bist.“

Am demselben Tage gedachte Sigismund Rüstig eine Expedition nach dem alten Wohnplatz zu unternehmen, wobei ihn Vater Sebald und Thomas, der jetzt schon kräftiger und ganz vernünftig geworden war, begleiten sollten. Sie wollten noch einige Fässer und Kisten, die dort im Sande vergraben lagen, herüberbringen; dann brauchten sie nimmermehr auf die andere Inselseite.

Kurz vor Abend kamen die drei zurück, Wilhelm mußte auf den Wunsch des alten Rüstig hin daheim bleiben.

„Nun, Onkel Rüstig, etwas Neues?“ fragte Wilhelm den alten Seemann.

„Gewiß, mein Junge, aber nichts Gutes! Ich habe Spuren von Wilden entdeckt und fürchte, daß die Burschen auch diesem Küstenstreifen einen Besuch abstatten werden.“

„Wie gut ist es doch,“ Vater Sebald klopfte dem alten Rüstig auf die Schulter, „wie gut ist es doch, daß die Palisadenmauer fertig ist.“

„Ja, Herr Sebald,“ nickte Rüstig. „Schon damals habe ich an einen solchen Besuch gedacht. Geschützt sind wir auf alle Fälle.“

Am Abend saß die ganze Familie Sebald wieder vollzählig um den gedeckten Tisch herum, und als das Essen beendet war, mußte der Steuermann das Märchen vom Kalifensohn, Sigismund al Raschid, weiter erzählen.

Umständlich zündete dieser seine Pfeife an, blies ein paar Rauchkringel an die Zimmerdecke, die Augen der Kinder hingen in erwartungsvoller Spannung an seinen noch geschlossenen Lippen, die sich jetzt zum ersten Wort formten.

„Unsere drei Flüchtlinge lösten sich also von dem Karawanenzug der Eingeborenen los und hatten bald die holländische Kolonie erreicht. Aus dem ersten Gehöft trat ihnen ein Bauer entgegen, der sie fragte, was sie wollten. Die drei Knaben erzählten ihm ihre Leidensgeschichte und daß sie sich wieder freiwillig stellen wollten. Der Holländer nahm ihnen die Gewehre ab und stellte sie in seinen Dienst. Auch hier spielte das Schicksal den Knaben einen argen Streich; denn der Bauer war roh und gemein. Seine Sklaven bekamen mehr Prügel als zu essen. Auch die Flüchtlinge hielt er kurz und hart. Sie bekamen nur Eselsfleisch zu essen und trockenes Maisbrot. Diese Speise kann wohl ein Negermagen ohne böse Folgen verdauen, aber kein europäischer Jüngling. Der Kalifensohn Sigismund al Raschid biß oft die Zähne zusammen und dachte mit Wehmut und innigster Sehnsucht an seine liebe Mutter, an sein Volk, seine Diener und all die Pracht Dinge, die ihm in der Heimatstadt Bagdad zur Verfügung standen. Seine Leidensgefährten aber murrten von Tag zu Tag mehr.“

Die Quälereien des Bauern wurden von Woche zu Woche

ärger. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, heißt ein uraltes Sprichwort. So war es auch hier. In einer Stunde äußerster Erregung trat Jim Halston vor den Holländer hin und sagte ihm kurz und klar ins Gesicht, daß sie sich seine Gemeinheiten nicht mehr gefallen lassen wollten.

Da schwoh die Zornesader auf der Stirn des jähzornigen Bauern noch mehr. Er rief ein paar Sklaven herbei und befahl diesen, den Rädelsführer an ein Wagenrad zu binden. Die Neger taten angstvoll, was ihnen von ihrem Fronvogt befohlen wurde.

„Warte, mein Jungchen,“ höhnte der Bauer, „jezt gehe ich meine Knute holen. Ich werde dir das Fleisch von den Knochen peitschen!“

Schwankend ging der Bauer auf sein Haus zu. Jim Halston aber flüsterte seinen Leidensgefährten zu:

„Um Himmelswillen! Der Kerl schlägt mich tot und später euch. Bill Wood und du, Sigismund al Raschid, schleicht euch ins Haus, wenn der Bauer herausgekommen ist! Bemächtigt euch der Gewehre und befreit mich, oder es ist um uns alle geschehen!“

Die beiden Knaben überlegten nicht lange. Sie schlichen zum Haus und versteckten sich hinter einer Tonne. Raun hatte der Holländer das Gebäude mit der Knute in der Hand verlassen, als sie auch schon eindrangten. Bill Wood stand im Flur Wache, der Kalisensohn betrat die Bohnstube, in der die Frau des Bauern krank auf dem Liegestuhl lag, der am Fenster stand. An der Innenwand im Winkel lehnte der Gewehrschrank. Sigismund al Raschid kümmerte sich nicht weiter um die lärmenden Kinder, nicht um das angstvolle Stöhnen der Kranken, griff drei Gewehre mit den dazu gehörigen Pulver- und Kugelbeuteln heraus, lud die Waffen und stürmte mit Bill aus dem Hause auf den Marterplatz zu, wo der Holländer eben gerade die Knute auf den Unglücklichen niedersaußen ließ, daß sie pfeifend die Luft

durchschnitt. Ein gräßlicher Aufschrei Jim Halstons folgte. Der Bauer holte zum zweiten Hieb aus . . . ließ starr die Knute fallen . . . wollte etwas sagen . . . aber da tönte es auch schon unbarmherzig an sein Ohr:

„Hände hoch, du Menschenschänder! Rühre dich nicht vom Fleck, oder du bist ein Kind des Todes!“

Der Kalifensohn hatte angelegt und zielte auf den kreidebleichen Mann, der jetzt an allen Gliedern schlotterte.

Bill Wood sprang schnell zu seinem Gefährten Jim Halston und band ihn von dem Wagenrad los.

Raum stand Jim auf den Füßen, da packte ihn eine rasende Wut, er faßte das erste beste Stück Holz und schlug dem Bauer damit auf den Kopf.

„Da, du Bestie! Das ist für den Peitschenhieb!“

Der Holländer brach lautlos zusammen und blieb liegen. Die drei Knaben aber rannten nach den Stallungen, suchten die drei besten Pferde heraus, legten den Tieren je zwei Futtersäcke über und jagten ungesattelt davon. Erst immer in südlicher Richtung, weil der sandige Boden ihre Spur verriet; dann, als der Boden fessiger wurde, wieder zurück nach Norden. Noch einmal mußten die Flüchtlinge durch die gefährliche Raubtierzone. Oft hörten sie das donnernde Gebrüll der Löwen. Mit gesträubter Mähne und schäumenden Mäulern stürmten die Pferde dann jedesmal vorwärts, um der nahen Gefahr zu entkommen.

Das Schicksal spielt oft recht seltsam mit den Menschen. So auch hier. Die Knaben waren wiederum mehrere Tage geritten und hatten nachts, sich gegenseitig in der Wache ablösend, geschlafen. Es mochte gegen Mittag sein, die Sonne glühte heiß hernieder in die Wüstenei, als die Pferde plötzlich bäumten und scheuten. Die Tiere waren nicht mehr vorwärtszubringen. Weder mit gütigem Streicheln noch mit Schlägen. Jim Halston, der Älteste von den dreien, wollte unbedingt wis-

sen, welche Gefahr im Verzuge war. Es gelang ihm, sein Pferd wieder in die Gewalt zu bekommen. Er trieb es vorwärts und sah hinter einer Sandwelle einen ausgewachsenen Löwen, der gerade eine Antilope verzehrte. Schnell riß der Unbedachte sein Gewehr empor und schoß.

Ein wütends Gebrüll war die Antwort, der verwundete Löwe setzte mit gewaltigem Sprung durch die Luft und riß Roß und Reiter zu Boden.

Die beiden, in gewisser Entfernung haltenden Knaben brauchten ihre Pferde nicht herumzureißen, die Tiere stiegen hoch auf, wieherten angstvoll und galoppierten mit ihren Reitern davon, daß der Sand meterhoch aufwallte wie farbiger Dampf. Erst nach einiger Zeit gelang es Sigismund al Raschid, sein Roß zum Stehen zu bringen. Sofort stand auch das andere Tier. Sich im Pferderücken steil aufhebend, sahen die Knaben, wie der Löwe das Pferd ihres Kameraden über den heißen Sand davonschleifte und hinter Hügelwellen verschwand. Sie warteten noch eine Zeitlang; dann ritten sie langsam zurück, um nach Jim Halskon zu sehen.

Der arme Junge lag mit zerschmettertem Schädel im Sande und rührte sich nicht mehr.

Mit Tränen in den Augen bedeckten ihn die beiden Gefährten mit dürren Zweigen; dann ritten sie stumm davon.

Eines Abends endlich glühte der Tafelberg von Kapstadt im Abendsonnenlicht auf. Frohlockend, nun wieder in Sicherheit zu kommen, trieben die Knaben ihre Pferde zum letzten Ritt an. Sie waren es schon zufrieden, wenn die Gefängniszelle sich wieder hinter ihnen schloß. Dort drohte keine Gefahr, und sie konnten friedvoll schlafen.

Wie staunten sie aber, als sie in den Straßen der Stadt nur englische Marinesoldaten sahen. Ihre Herzen schlugen schneller, und große Freude bemächtigte sich ihrer. Von einem Soldaten hörte Sigismund al Raschid auf seine erstaunte Frage, daß die

Stadt schon drei Monate in den Händen der Engländer sei. Die Knaben meldeten sich bei einem Offizier und wurden von einer Ordonnanz zum Admiral gebracht, dem sie ihre Geschichte erzählen mußten. Dem Manne gefielen die beiden strammen Jungen, er ließ sie in der Besatzungsliste eintragen, und schon waren der Kalifensohn und sein Begleiter englische Marine-soldaten.

Wenige Tage später segelte das englische Geschwader hinaus ins Meer. Die Knaben lernten den Borddienst kennen, der auf Kriegsschiffen bedeutend leichter war als auf einem Rauffahrteischiff, weil auf ersterem genügend Mannschaften vertheilt, einen bis ins Kleinste geregelten Dienst zu verrichten hatten. Sigismund al Raschid und Bill Wood fühlten sich sehr wohl auf ihrem Schiff. Es herrschte wohl strenge Disziplin, aber der Kommandant war ein gütiger Mann, der seinen Leuten zuliebe manchmal nicht nur eins, sondern alle beide Augen zudrückte. Er bestrafte ungern. Wenn es aber gar nicht anders ging, ließ er eine oft nicht verzeihliche Milde herrschen. Das trug wesentlich dazu bei, daß er bei seinen Leuten beliebt war wie selten ein Offizier. Wehe dem, der ihrem Kommandanten ein Haar krümmen wollte, er hätte es tausendfach büßen müssen.

Mehrere Jahre waren über dem Dienst bei der englischen Kriegsmarine verstrichen, und unsere beiden Gefährten hatten sich zu zwei kräftigen Jünglingen herausgewachsen.

In der Brust Sigismund al Raschids wuchs die Sehnsucht nach der Mutter, nach der Heimatstadt Bagdad machtvoll mit, er sann Tag und Nacht auf Flucht. Auch seinem Freund Bill Wood ging es nicht besser. So, wie sich der erste nach dem heißen Indien sehnte, so zog es letzteren nach seiner nordischen Heimat Hamburg; denn er war ein geborener Deutscher.

In Port Royal auf Jamaika lagen die Kriegsschiffe einige Tage vor Anker. Unsere beiden Gefährten besprachen sich miteinander. Am letzten Abend vor der Ausfahrt wollten sie die

hundert Meter bis zum ersten Handelsschiff schwimmen, trotz der Gefahr, von einem Hai in die Tiefe gezogen zu werden. Daß es an Bord niemand merkte, dafür wollten sie schon sorgen.

Der Abend kam, kein Sternlein flimmerte am Himmel, als Sigismund al Raschid und Bill Wood wie die Ragen an den Ankerketten hinunterkletterten. Lautlos ließen sie sich ins Wasser fallen und schwammen mit kräftigen Stößen hinein in die Nacht, dem nahen Ziele zu. Da aber, wo sie schwammen, leuchtete es im Wasser auf, und die Kriegswachen an Bord gaben Alarm.

Die Flüchtlinge hörten das Niederlassen der Boote, das Kommando des Offiziers, die Schläge der eintauchenden Ruder und verdoppelten ihre Anstrengungen. Eben wollte sich der Ralisenjohn nach seinem Gefährten umblicken, als dieser einen gräßlichen Angstschrei ausstieß und von einem Hai in die Tiefe gezogen wurde. In fiebernder Hast schwamm Sigismund al Raschid die wenigen Meter, dann hielt er die Ankerkette des fremden Seglers umklammert und kletterte daran hoch. Dicht über dem Wasser hielt er inne, um Atem zu schöpfen. Da rauschte es hinter ihm, er blickte sich um und sah den gierigen Rachen eines Hais, der nach ihm schnappte. Geistesgegenwärtig zog sich der in Gefahr Schwebende schnell höher und klammerte sich mit beiden Fäusten nur umso fester in den Rettengliedern. Jetzt merkte der Jüngling einen Ruck am Bein, sein Seestiefel war fort, der Hai hatte ihn mit in die Tiefe genommen.

Seine letzten Kräfte zusammenraffend, kletterte der Gehegte und Verfolgte bis an Deck empor, wo er kraftlos zusammenbrach.

Die an Bord des Handelsschiffes befindlichen Seeleute hatten den ganzen Vorgang beobachtet. Schnell hoben sie den gänzlich Kraftlosen auf und trugen ihn hinunter in ihre Räume, ohne daß der Kapitän etwas davon erfuhr. Wenige Minuten später legte das englische Marineboot an, der Offizier kam an

Bord und fragte, ob einer der Deserteure an Bord des Schiffes sei. Die Matrosen aber erklärten ihm einstimmig, daß sie gesehen hätten, wie beide von Haien in die Tiefe gezogen worden wären. Der Offizier, der den Schrei Bill Woods gehört hatte, glaubte das ohne weiteres und fuhr mit seinem Boot zurück an Bord.

Bald klang die Alarmtrommel auf dem Deck des Kriegsschiffes, die Mannschaften mußten antreten, es sollte festgestellt werden, wer die Flüchtigen waren. Eine Stunde später lärmten die Wirbel wieder, die Marinesoldaten konnten wegtreten. Der Offizier der Wache aber schrieb hinter die Namen Sigismund al Raschid und Bill Wood zwei lateinische D. Das erste hieß: „discharged“, aus dem Dienst entlassen, das andere: „dead“, tot.

Der Sohn des Kalifen, Sigismund al Raschid, hatte es der allmächtigen Güte Gottes zu verdanken, daß er noch am Leben und ein freier Seemann war . . .

Der alte Seemann blickte sich in der Runde um. Beim Erzählen war ihm die Pfeife ausgegangen. „Num, Thomas, du kannst ja kaum noch die kleinen Augen offen halten! Ich glaube, es geht schon stark auf Mitternacht; meine Freunde, gehen wir schlafen.“

Inzwischen war die Zeit der Ernte gekommen, das Korn mußte gemäht und ausgedroschen werden, ebenso der Mais. Die Kartoffeln sollten sobald als irgend möglich eingebracht werden. Es gab in Hülle und Fülle zu tun. So vergingen die Tage wie im Fluge.

Karoline, der die Aufsicht über das Vieh, besonders über die Hühner, übertragen worden war, drückte eines Mittags ihre Verwunderung darüber aus, daß die Tierchen keine Eier mehr legten:

„Wahrhaftig, liebe Mutter, das Nesterl ist immer leer.“

„Ist ja gar nicht möglich!“ bemerkte Vater Sebald, als er die Worte seiner Tochter hörte.

Da klang unterdrücktes Lachen von der Thür her, wo Sigismund Rüstig gemächlich seine Pfeife stopfte.

Alle sahen sich nach dem alten Freund um, der aber sagte kein Wort. Darüber herrschte natürlich große Verwunderung; denn wenn keiner ein noch aus wußte, der treue Helfer mußte es wissen.

Das Essen wurde aufgetan, es gab Suppe und Schweinebraten, als die Mutter Sebald ganz verwundert fragte:

„Wo steckt denn Thomas wieder?“

Niemand wußte es, und Frau Sebald machte ein besorgtes Gesicht. Die geringste Kleinigkeit jagte die liebende Mutter in tausend Uengste.

Da sprach Steuermann Rüstig das erlösende Wort:

„Thomas wird wahrscheinlich nicht zu Mittag erscheinen können, vielleicht auch zum Abendbrot noch nicht.“

„Warum?“ Frau Sebald staunte den alten Freund an.

„Nanu?!“ Vater Sebald machte verwunderte Augen. Wilhelm, Karoline, Juno und der Kleinste, Albert, desgleichen.

In jedem Gesicht standen die Worte deutlich und offen geschrieben:

„Warum? Nanu?!“

So mußte sich der alte Seebär schon bequemen und erzählen, was er wußte.

„Unsere junge Hausdame“, nickte er zu Karoline hin, „hatte mir schon vor zwei Tagen ihr Leid geklagt, daß die Hühner gar nicht mehr legen wollten. Das kam mir sehr unwahrscheinlich vor. Ich suchte hinter den Stallungen, forschte im Vorrathshaus, umschlich die Büsche und Bäume, weil Hühner ihre Eier mitunter gern verlegen. Eier fand ich aber nicht, sondern nur leere Schalen, die sorgfältig in der Erde vergraben waren. Eins der Hühner muß sie aber wohl wieder hervorge-“

scharrt haben, kurzum, die Schalen waren da! Ich dachte über den Fall nach und kam zu folgendem Schluß: Hätte ein Tier die Eier gestohlen und ausgetrunken, so würde es die Schalen offen liegen gelassen haben, aber nicht verscharren. Also mußte es irgend etwas anderes sein. Ich legte mich auf die Lauer, vorher hatte ich nicht vergessen, die Zugangstür des Stalles festzuschließen. Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, als das kleine Raubtier gekrochen kam. Wer kann sich einen Begriff von meinem erstaunten Gesicht machen?! Wer?! Das Raubtier war unser lieber Thomas. Auf allen Vieren näherte er sich der Stalltür. Als er diese nicht aufbekam, kroch er ganz einfach durch den Einlauf, der für die Hühner bestimmt ist. Es war ja ulfig, mit anzusehen, wie der kleine Bursche seinen nicht gerade mageren Körper durch die Oeffnung zwängte. Erst wollte die Brust absolut nicht hindurch, und dann machte ihm das Sitzfleisch arge Schwierigkeiten. Endlich war es Thomas doch gelungen, er war drin. Schnell schlich ich hinzu, hatte die Klappe aus und ließ sie in die Gleithölzer neben dem Einlaufloch niederfallen. Thomas sitzt also schon seit dem Frühstück gefangen im Hühnerstall, er wird nicht schlecht brüllen und sich vielleicht noch mehr wundern!"

Alle lachten über den Bericht des Freundes, der Thomas war doch ein richtiger Ausbund. Weil ihm die Mutter einmal ein Ei verweigert hatte, holte er sie sich selbst, aber zu Dutzenden.

Man beschloß einstimmig, Thomas bis zum Abend in dem Hühnerstall zu belassen. Zur Strafe sollte er von dem köstlichen Schweinebraten nichts abbekommen.

Jeder ging wieder seiner Arbeit nach, Rüstig wollte durchaus noch einen tiefen Graben um die Palisadenmauer gezogen haben, und das machte Arbeit. Der Steuermann, Vater Gebald, Wilhelm und auch Juno mußten helfen. Alle vier waren mit Spaten bewaffnet und schaufelten munter darauflos. Am

die vier Palisadenwände zog sich der Graben, wie ihn Rüstig abgesteckt hatte, in einem Abstand von zwanzig Fuß und einer Breite von fünfzehn Fuß parallel laufend hin.

„Wir haben die Ernte herein, wir können uns einen solchen Graben leisten, Freund Gebald, und außerdem ist es dringend notwendig! Die ausgehobene Erde wird breit über die noch verbleibende Innenfläche zwischen Palisade und Graben verstreut.“

Wie Sigismund Rüstig es angab, wurde es ausgeführt. Er hatte in hundert verschiedenen Fällen bewiesen, daß er der Erfahrenste war. Gründe gewichtiger Art hatte der Steuermann immer.

„Die Festung wächst an Stärke und an Umfang!“ Vater Gebald wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Glauben Sie immer noch an einen Besuch der Wilden, Freund Rüstig?“

„Ich glaube nicht nur daran, ich bin davon überzeugt!“ kam die eherne Antwort.

„Was mögen das für Menschen sein?“ fragte Wilhelm wißbegierig.

„Nun, mein Sohn, das können ganz verschiedene Rassen sein. Welcher Art die Inselbewohner in diesen Meeressteilen sind, läßt sich nicht mit Genauigkeit feststellen. Vielleicht sind es Neuzeeländer, eine Rasse, die früher einmal ziemlich weit vorgeschritten sein sollte. Jetzt nennt man diese Menschen auch Kannibalen, und sie sollen den Namen zu Recht tragen. Die Eingeborenen stehen im allgemeinen, was Kultur und Zivilisation anbelangt, recht tief.“

Auf den Andamanen, einer Inselgruppe im Golf von Bengalen, habe ich eine Anzahl solcher Geschöpfe gesehen, wie sie auf allen Vieren in dem Geäst der Bäume herumkrochen, Männer sowohl wie Weiber.

Es ist überhaupt eine gefürchtete Gegend wegen des dort auftretenden Monsuns“

„Was ist das, ein Monsun, Onkel Rüstig?“ Alles Neue wollte Wilhelm gründlich kennen lernen. Er scheute keine Frage und schämte sich seiner Unwissenheit nicht, wie es mitunter viele tun, nur um den Schein des Wissens zu wahren, eine Methode, die nur schaden, aber nie vorwärtshelfen kann im brandenden Lebenskampf.

„Mein Junge,“ antwortete Rüstig bereitwillig, „das sind Winde, die monatelang regelmäßig nach einer Richtung wehen und feine Sandkörner mit fortreißen. Die Luft ist ein schwimmendes Sandmeer. Wehe dem Armen, der in einen solchen Monsun gerät. Er ist meistens dem Tode verschrieben . . . Weil wir nun einmal dabei sind und du ein so lieber, lernbegieriger Junge bist: Was ein Taifun ist, weißt du wohl?“

„Nein, Onkel Rüstig.“

„Dann höre gut zu: Es gibt unterirdische Strömungen im Meer, die mitunter austoben wollen. Kommt dann noch der Sturm von oben, scheint es so, als würde das Meer von unten nach oben gekehrt. Dieser Sturm versängt sich in den Wellen-trichtern und wird zum Wirbelwind, der die Wasser mit hochreißt. Er kommt in den südchinesischen Gewässern am häufigsten vor. Dort sind zu solchen Zeiten auch die meisten Schiffs-unglücke zu verzeichnen. Scheinbar hängen viele Erscheinungen wechselseitig miteinander zusammen. Ein Taifun tritt meistens dann auf, wenn der Monsun wechselt.“

Wißbegierig leuchteten Wilhelms Augen.

„Und Passatwinde? Der Kapitän vom ‚Pacific‘ hat oft davon gesprochen.“

„Das sind Winde, die in den Breiten des Aequators wehen, sie folgen dem Lauf der Sonne von Osten nach Westen. Die übergroße Hitze zwischen den sogenannten Wendekreisen verdünnt die Luft. Kommt nun die kühlere Luftwelle aus den gemäßigten Zonen, während sich die Erde unablässig dreht, so entstehen diese Passatwinde. An sich eine natürliche Erschei-

nung. Durch die Passatwinde entsteht wiederum der Golfstrom. Weil die Winde ohne Unterbrechung von Osten nach Westen wehen, beeinflussen sie das Meer und treiben die Wassermassen in den Golf von Mexiko. In dieser Bucht stauen sich die Fluten. Sie stehen höher als irgendwo anders an den Küsten des Atlantischen Ozeans. Da nun aber doch auf irgendeine Art ein Abfluß stattfinden muß, bildete sich der sogenannte Golfstrom, der aus der Bucht von Mexiko heraus und die Küste von Amerika nordwärts hinauffließt. Dann streift er Neufundland, macht eine Wendung nach Westen und verliert sich bei den Azoren in der Tiefe . . . Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen, mein Junge?"

"Nein, Onkel Rüstig, recht herzlichen Dank!"

"Frag' nur immer zu, wenn dich der Schuh drückt, Wilhelm. Man kann nun einmal einem jungen Körper keinen alten Kopf aufsetzen, und was das anbetrifft, ein altes Sprichwort lautet: Der Mensch kann so alt werden wie eine Kuh, er lernt immer noch dazu! Auch ich muß mich oft zu einer Frage bequemen und schäme mich dessen nicht; denn nur der Forschende kann werden, nicht der schweigsam in seiner Unwissenheit beharrende Eingebildetenapostel."

Unter solcherlei Gesprächen rückte die Arbeit munter vorwärts. Bald ging der Sonnentag zur Rüste, und Mutter Gebald schickte Karoline, die zu einem liebreizenden Mädcheln heramwuchs, damit diese die Fleißigen zum Abendbrottisch hole.

Vor dem Essen gab es noch einen tüchtigen Spaß. Im Hühnerstall brüllte Thomas, von allen verlassen, wie ein Kannibale.

Mit feinem Lächeln gruppierte der alte Rüstig die Familie Gebald um den Stall herum; dann ging er selbst auf leisen Sohlen heran, zog die Klappe, die das Einlaufsloch verschlossen hielt, hoch, haakte sie geschwind ein und sprang auf seinen alten Platz zurück, so gut es eben mit den alten Beinen gehen wollte. Jetzt

wurde der Kopf des kleinen Eierräubers sichtbar! Unter dem schallenden Gelächter aller Umstehenden zwängte Thomas seinen rundlichen Körper durch die schmale Oeffnung, stand eine Weile stumm vor dem Hühnerstall, die Augen zu Boden gesenkt, steckte den Daumen der rechten Hand in den Mund und lief schweigend davon.

„Wo willst du denn hin, Thomas?“ rief der Vater dem Schwerenöter hinterher, aber der lief, lief, ohne sich umzublicken.

Vater Sebald setzte ihm nach und erwischte ihn beim Schürzengzipfel.

„Wo du hin willst, Thomas? Dein Vater fragt dich danach! Antworte!“

Da kamen die Tränen gerollt.

„Ich schäme mich, Vater! . . . Vor den anderen! . . . Ich esse keine Eier mehr!“

„Na, dann ist es gut, Thomas,“ tröstete ihn Vater Sebald, „dann brauchst du dich auch nicht mehr zu schämen! Komm, mein Junge! Du siehst, wer heimlich nascht, wird immer auf irgendeine Art gestraft. Nun bist du um den schönen Schweinebraten gekommen.“

Da blieb Thomas auf einen Ruck stehen.

„Vater! . . . Hast du, hat Mutti nichts für Thomas aufgehoben? Gar nichts?“

Der Knabe sah so drollig aus, daß ihm der Vater nicht mehr böse sein konnte. Die großen, unschuldigen Kinderaugen zeigten ihm eine so reine, unverdorbene Kinderseele, daß es ihm ordentlich warm ums Herz wurde. Er nahm den kleinen Thomas bei der Hand.

„Komm, Thomas, du bekommst noch ein Stück Schweinebraten.“

Da ging der Sohn mit seinem Vater mit, frohes Lachen im runden Gesicht. Friedlich versammelten sich alle um den

Abendbrottisch. Nach dem Essen begann ein gar lustiges Geplänkel und eine fast tolle Heiterkeit. Schon glaubte der Steuermann sich den Rest seines Märchens schenken zu können, als Wilhelm wahrhaftig darauf zurückkam. Jeder einzelne stimmte freudig zu, und so mußte Rüstig wohl oder übel weitererzählen.

„Der Sohn des Kalifen befand sich auf dem fremden Segler. Ein glücklicher Umstand wollte es, daß das Schiff einen Hafen in Vorderindien anlies. Wie klopfte Sigismund al Raschid das Herz während des beschwerlichen Dienstes, als er das erfuhr. Der Jüngling ließ sich aber nicht das Geringste merken. Schweigen ist in solchen Fällen Gold wert, dachte er bei sich und hatte recht; denn der Kapitän hätte den kräftigen und tüchtigen Seemann nimmer von Bord gelassen. Das wußte der Kalifensohn und schwamm ganz allein im Meer der großen Freude.

Endlich, nach Monaten, lief der Segler den indischen Hafen an. Als es dunkel war und die Sterne flimmerten, ging Sigismund al Raschid heimlich von Bord, um in der Hafenstadt ein Nachtquartier zu finden.

Am andern Morgen kaufte er sich für sein Aufgespartes, das er in einem Beutel auf der Brust trug, die vornehmsten indischen Sachen, kleidete sich vom Scheitel bis zur Sohle neu ein und mietete eine Sänfte nach dem Wagenplatz. Dort angekommen, bestieg der indische Fürstensohn einen offenen Wagen mit vier stolzen Rennern.

Ein Peitschenknall des Rutschers, die Tiere zogen an, flink drehten sich die blitzenden Räder über den Staub der Straße, die nach Bagdad führte.

Seltame Gefühle wogten in der Brust des Heimkehrenden durcheinander. Sein ganzes Denken drehte sich um die liebe Mutter. War sie noch am Leben und gesund? Wie würde sie den Heimkehrenden aufnehmen? Würde sie ihm verzeihen? Das waren alles Fragen von schwerwiegendster Tragweite. Und

dabei lief seine Sehnsucht dem flink dahinrollenden Wagen noch schneller voraus. Mit seinen geistigen Augen sah er das liebe Antlitz seiner Mutter, wie sie hochbeglückt auf ihn zueilte und in ihre weichen Arme schloß. Da . . . ein Ruck . . . der Wagen hielt vor dem Hauptportal des Kalifenpalastes.

Elastisch sprang Sigismund al Raschid heraus, zahlte den Kutscher und wollte mit festen Schritten durch den Eingang in das Parkinnere gehen. In dem Augenblick kreuzten sich vor ihm zwei Lanzen, die Wachen wehrten ihm den Zutritt.

„Wollt ihr dem Sohn des Kalifen von Bagdad den Zutritt verwehren?“ fragte er die beiden Jnder in seiner Heimatsprache.

Stolz und gemessen stand er, wie ein echter Fürstensohn. Aber die Speere blieben gekreuzt. Sigismund al Raschid hörte Schritte. Ein alter Großwürdenträger kam durch den Torbogen, sah den Jüngling stehen, stutzte eine Sekunde nur, dann stürzte er auf diesen zu.

„Sigismund al Raschid! Du kommst spät, aber du kommst!“

Der alte Berater und Freund seines Vaters, seiner Mutter, nahm ihn beiseite und führte ihn mit sich in sein Heim.

Dort erfuhr Sigismund al Raschid von dem Tode seiner Mutter, die er bitterlich beweinte. Dann erzählte ihm Rahal von der Fürstenwahl und daß der Kalif ein unwürdiger, grausamer Herrscher sei. Das Volk murre mehr und mehr, ja, es sehe ganz aus wie Aufruhr und Empörung. Die beiden beriethen die ganze Nacht. Niemand hat jemals erfahren, um was es sich handelte. Es gingen weitere vier Wochen ins Land, es gärte im Volke, der Kalif hatte die Hungernden aus den Straßen peitschen lassen, und jeden Tag konnte der offene Aufruhr losbrechen.

Gerade in den kritischsten Stunden geschah es, daß ein glitzernder Heerbann direkt auf Bagdad losritt. An der Spitze,

auf schneeweißem Roß, Sigismund al Raschid, der rechtmäßige Erbe des Thrones, und neben ihm der Großwürdenträger Rahal. Dann folgten die höchsten Priester, Offiziere und Tausende schwerbewaffneter Reiter.

Das Volk in Bagdad staunte über die Pracht des Zuges und über den Jüngling. Wie ein geflügeltes Wort lief es von Mund zu Mund:

„Er schaut aus wie unser guter verstorbener Kalif und hat Augen wie die verstorbene Herrscherin!“

Auf dem breiten Marktplatz in Bagdad machten die Reiter Halt. Alle stiegen ab, nur der Kalifensohn blieb im Sattel sitzen. Immer mehr Volk sammelte sich an, auf den Dächern und in den Straßen stauten sich die Massen. Das Gemurmel des Volkes klang wie ferne Meeresbrandung. Da . . . ein Hornruf, und Grabesstille trat ein. Der Kalifensohn Sigismund al Raschid hob sich in den Steigbügeln, seine helle Stimme klang wie eine Fanfare über den Platz:

„Mein armes, gequältes Volk! Ich bin zurückgekehrt von meiner Weltumwanderung, ich, Sigismund al Raschid, der rechtmäßige Thronerbe, und will euch von dem Tyrannen befreien, der sein Volk mit Füßen tritt! Gehet hin und verkündet euren Schwestern und Brüdern die frohe Botschaft!“

Wie Erdbeben und Gewitter zugleich klang es in den Ohren. Das Volk jubelte himmelwärts, die Trompeten schmetterten, die Reiter hatten sich auf ihre Pferde geschwungen und riefen:

„Es lebe der Kalif Sigismund al Raschid!“

Dieser Ruf wälzte sich wie eine ungeheure Welle blitzschnelle über die ganze Stadt und weit hinaus über das Land.

Noch an demselben Abend mußte der brutale Herrscher, der es nicht verstanden hatte, ein großes Volk weise zu regieren, am Bettelstabe aus der Stadt ziehen.

„Weil du dein Recht mißbraucht, den Thron und das Volk

geschändet hast, sollst du von dannen ziehen wie ein Bettler. Hast du mein Land nicht binnen acht Tagen verlassen, bist du dem Tode verfallen!"

Hart und unerbittlich tönte die Stimme des Heimgekehrten, den die Priester und das Volk in seine alten Erbrechte eingesetzt hatten. Schon am ersten Regierungstage spürte das Volk die gütige Hand des hart geprüften Herrschers, den ein gütiger Gott weise geführt hatte. Er ließ alle seine Kornkammern für die Armen öffnen, seine Aerzte mußten die Kranken und Siechen besuchen, er selbst besuchte die Gerichte und die ärmlichsten Hütten.

Das Land blühte und gedieh unter seiner Regierung, und sein Volk war eines der glücklichsten unter Gottes weitem Himmel.

Der Kalif Sigismund al Raschid war als ein wahrer Mensch aus der harten Schule des Lebens hervorgegangen, und er lebte als solcher, daß auch Gott Wohlgefallen an ihm fand.

Eine kluge Gattin schenkte ihm wenige Jahre später einen Sohn, der prächtig gedieh und ganz in die Fußstapfen seines edlen Vaters trat. Seither war Gottes Segen allüberall im Lande Indien, und seither spricht man bei uns in der Heimat vom Wunderland. Das ist die Geschichte vom Sein der Menschen. Lernet daraus und werdet so wie der Fürst . . ., auch ohne harte göttliche Prüfungen und Ermahnungen."

"Das war eine schöne und zugleich lehrreiche Geschichte, Freund Rüstig," sprach Herr Sebalb, "hier meine Hand! Auch ein Märchen kann Gutes wirken, noch dazu dann, wenn es von einem Manne erzählt wird, der anderen immer als leuchtendes Beispiel vorangeht!"

"Nur keine Uebertreibung!" wehrte Sigismund Rüstig ab. "Wollen wir es erst einmal recht schön beschlafen!"

Als andern Tags die Sonne aufging, stand Sigismund Rüstig, wie immer, mit seinem Fernrohr am Strande und

suchte den Horizont nach einem Schiff ab. Da . . . was war das?

„Sollte ich mich wirklich irren, oder ist es Wirklichkeit?“

Wieder setzte er das Fernrohr ans Auge und spähte lange in die Ferne.

„Ein Schiff mit direktem Kurs auf unsere Insel . . .“

Er blickte sich um und sah Wilhelm nach dem Strande zu kommen. Der gute Junge suchte ihn sicher. Jetzt hatte der Knabe ihn entdeckt und kam mit schnellen Sprüngen daher.

„Guten Morgen, Onkel Rüstig! Was Neues?“

„Grüß Gott, Wilhelm!“ Er reichte dem Knaben die Hand. „Hier hast du mein Glas! Ich will es dir richten . . . So . . . Nun schau durch und sage mir, was du siehst!“

Wilhelm blickte noch keine drei Sekunden in die Ferne, da tat er einen Freudensprung und fiel dem alten Rüstig um den Hals.

„Ein Schiff! Onkel Rüstig, ein Schiff, und es kommt direkt auf unsere Insel zu!“

„Sei still, mein Junge,“ mahnte der Steuermann. „Niemand soll es erfahren, bis wir die Gewißheit haben, daß das Schiff auch wirklich den Kurs beibehält. Jetzt kommt! Wir müssen in aller Stille Vorbereitungen treffen, die uns sehr nützen können!“

Er nahm den Knaben bei der Hand, lief mit ihm nach dem Vorratshaus und holte eine Kreissäge und eine lange Doppelleine. Dann eilten beide an den Strand zurück.

Auf einem der langen, schmalen Ausläufer des Strandes stand eine besonders hohe, schlanke Palme. An dieser kletterte der alte Rüstig mit der Leine und der Kreissäge empor. Oben angelangt, sägte er Blatt um Blatt ab, bis der Baum gänzlich fahl in die Luft stand wie ein Mast. Jetzt zog Rüstig, sich mit der Rechten und den Beinen besonders fest anklammernd, eine Rolle, die in einer Gabel mit auslaufender Spitze lief, aus der Tasche und befestigte diese am Ende des Stammes, der im

Winde leicht hin und her schwankte. Dann legte er die Schnur um die Rolle, welche ringsherum eingekerbt war, und rief zu Wilhelm hinunter:

„Junge! Halt die beiden Leinen schön straff, daß sie mir nicht aus der Rolle springen!“

Wilhelm griff schnell zu, und Rüstig kletterte am Stamme herab.

„So! Jetzt brauchen wir die Flaggen, die vor dem Bett deiner Mutter hängen! Wie fangen wir das am besten an? Weißt du keinen Rat, aber so, daß kein Mensch etwas merkt?“

Die beiden gingen, nachdem sie die Doppelleine unten am Stamm festgebunden hatten, wieder dem Wohnhaus zu, nachdem sie sich versichert hatten, daß das Schiff immer noch denselben Kurs hielt.

„Weißt du, Onkel Rüstig,“ Wilhelm hatte scharf über den Fall nachgedacht. „Wir sagen einfach, die Betten müßten gelüftet werden, es sei schlechte Luft im Raum.“

„Mensch! Junge!“ lachte der alte Rüstig, „dein Kopf und meine Erfahrung; dann ist der Minister fertig!“

Sie beschleunigten ihre Schritte und taten ganz so, als ob nichts Wesentliches geschehen sei.

„Meinen Sie nicht, Madam Sebald, daß die Betten auch ruhig einmal gelüftet werden könnten?“ ging Rüstig forsch auf sein Ziel los. „Die Sonne scheint so prächtig . . .“

„Ja und die Luft im Zimmer würde auch frischer bleiben,“ ergänzte Wilhelm seinen Freund.

„Ach,“ Frau Sebald schlug freudig die Hände zusammen, „meine Männer denken immer gleich an das Praktischste. Dann will ich nur gleich mithelfen! Aber die Fahnen müssen Sie losmachen, Freund Rüstig.“

„Gern, Madam!“ beeilte sich der Steuermann zu versichern und ging sofort ans Werk.

Eine knappe halbe Stunde später lag alles wohlgeordnet

draußen in der Sonne, nur die Fahnen nicht. Mit denen hatten sich Rüstig und Wilhelm aus dem Staube gemacht.

Jetzt standen sie wieder an ihrem natürlichen Mastbaum; Rüstig knüpfte die Flaggen fest, und hui! oben waren sie und flatterten lustig im Winde.

Wilhelm mußte die Leinen festbinden, während Rüstig gespannt nach dem immer näherkommenden Schiffe Ausschau hielt.

„Jetzt!“ der alte Seemann atmete erleichtert auf. „Sie haben uns bemerkt und setzen Flagge!“

Auch sein junger Freund mußte durch das Fernrohr schauen und feststellen, daß der Segler ebenfalls drei Flaggen gesetzt hatte.

Wilhelm sprang vor Freude wie ein junger Ziegenbock am Strande hin und her. Da gewahrte er eine Sorgenfalte in Rüstigs Gesicht.

„Was ist, Onkel Rüstig? Hat das Schiff den Kurs geändert?!“

„Nein, mein Junge, aber der Himmel gefällt mir nicht; der Wind bläst auch schon stärker. Wenn es ein gewissenhafter Kapitän ist, wird er nicht vor Anker gehen . . .“

Da wurden Stimmen hinter den beiden Beobachtern laut. Die ganze Familie Sebald kam angestürmt und blickte staunend an dem wimpelgeschmückten Mast hoch. Jetzt gewahrten sie auch den Segler, der schon mit bloßem Auge gesehen werden konnte.

„Warum haben Sie uns nicht benachrichtigt, alter Freund?“ rief Herr Sebald freudig aus. „Frau! Ein Schiff! Ein Schiff!“

Alle wiederholten jauchzend den Ruf:

„Ein Schiff!“

Rüstig blieb ernst.

„Schade, daß Sie es bemerkt haben, daß Sie dazu kommen!“

„Aber warum nur, alter Freund?!“ fragte Sebald zurück, dessen Frau sich vor lauter innerem Jubel niedersetzen mußte.

„Weil ich alle vor einer großen Enttäuschung bewahren wollte. Sehen Sie die dunklen Wolken am Horizont, hören Sie wie der Wind heult? Der Segler wird in der Nähe der gefährlichen Inseln nicht vor Anker gehen können und umkehren, trotzdem er uns bemerkt hat.“

„Aber er kommt doch immer näher!“ riefen alle, ein jeder war davon überzeugt, daß Steuermann Rüstig im Unrecht sei, weil ihr Wunsch der Vater ihrer Gedanken war.

Der alte Sigismund Rüstig schüttelte sein weißes Haupt. Ihm mit seinen sechsundsechzig Jahren konnte kein Mensch etwas einreden.

Mit fieberhafter Spannung verfolgten sieben Augenpaare den Lauf des Schiffes; nur der Steuermann beobachtete sachlich, mit ruhigem Herzen, was draußen auf See vorging.

Immer näher kam der stolze Segler, immer näher, die Freude in den Herzen der allzu Leichtgläubigen wollte schier überhand nehmen, sie sahen nicht, daß die dunklen drohenden Wolken den Segler schon fast überholten, sie fühlten und hörten den heulenden Wind nimmer.

Plötzlich bog das Schiff hart Steuerbord ab, drehte bei und entfernte sich wieder von der einsamen Insel. Immer kleiner wurden die Hoffnungssegel draußen auf See, immer winziger, bis sie gänzlich zusammenschrumpften in einen winzigen Punkt. Auch dieser reichte sich ein in die Horizontlinie, das Meer war leer und öde wie zuvor.

Da begann ein Klagen und Jammern unter den erst so Hoffnungsfrohen.

„Ach, warum die große Enttäuschung?! Warum mußten wir uns vergebens freuen? Will uns der Herrgott noch härter prüfen?!“

Frau Gebald schluchzte wie ein kleines Kind, und die Kleinen weinten mit.

„Verstehen Sie mich jetzt, Freund Gebald?“ fragte Rüstig

ernst. „Ich ahnte es im voraus, als ich die dunklen Wolkengebilde sah. Gewissenlos ist der Kapitän, der seine Besatzung und sein Schiff beim Nahen eines solchen Wetters dieser Gefahr aussetzen würde; denn Wellen und Sturm würden den Segler unwiderruflich genau so auf irgendein Riff setzen wie unseren ‚Pazific‘. Gesehen haben uns die Seeleute! Also nur den Mut nicht gleich sinken lassen, das hat keinen Zweck! Die Leute müssen auch an ihr Leben, an ihre Sicherheit denken, darum suchten sie die offene See wieder auf.“

Rüstig hatte so mahnend, so von Herzen gesprochen, daß alle verstummten und sich im stillen schämten. Sie hatten nur an sich gedacht, Rüstig dachte an alle!

Schweigsam gingen sie dann zurück in ihre Hütte, wo es recht gedrückt herging an diesem Abend, der denen, die Sebald hießen, eine große Hoffnung zerschlagen hatte.

Bald lagen alle in ihren Betten, aber Schlaf wollte keinem in die brennenden Augen kommen. Immer wieder mußten sie an den Segler denken, der allmählich wieder eine ferne Bahn zog.

Um Palisaden und Haus aber heulte der Sturm, und das Meer rauschte, daß man es in dem Haus hörte. Neezend bogen sich die Bäume, es war, als gingen alle Teufel der Welt um.

Nur einer schlief wie ein rechter Gottesmensch, tief und traumlos. Das war der Steuermann Sigismund Rüstig, dessen Voransage auch richtig eingetroffen war, der nie an sich dachte, sondern immer nur an seine Mitmenschen. Die ganze Nacht koste und lärmte es draußen im Dunkel. Das Meer brüllte lauter und nachhaltiger, in der Nähe und Weite des Wohnhauses zerknickten Bäume, die krachend in sich zusammenstürzten; der grelle Widerschein unzähliger Blitze sandte sein blendendes Gelb durch die Fensteröffnungen bis in das Innere des Schlafgemachs. Der Donner grollte, um nur langsam im Dunkel zu verlaufen. Es ging immer wilder her, die Insel bebte von den

Schlägen; dann war es mit einemmal still, ganz still. Diese Ruhe hielt auch bis zum Morgen an.

Am Morgen war der Himmel wieder blau, er zeigte sein fröhlichstes Sommergesicht. Die Sonne hüllte alle Welt in ihre Wärme ein; nur das Meer zog ein noch trübes Gesicht voll tiefer Falten.

Die vollzählige Familie Sebalb stand am Strande und suchte und guckte, ob sich nichts in der Ferne zeige. Rüstig hielt sein Fernrohr interessiert vors Auge und schien einen Punkt nicht aus dem Sehfeld seiner Linsen zu lassen; dann sprach er langsam und bedächtig:

„Ein Negerboot treibt auf unsere Insel zu . . . Zwei Menschen sitzen darin, abgearbeitet und matt. Der Sturm wird sie abgetrieben haben . . .“

„Wo, Onkel Rüstig?!“ rief Wilhelm, der nicht arg enttäuscht war darüber, daß das Schiff gestern wieder umkehrte.

Sigismund Rüstig deutete dem Jungen die Richtung an und reichte ihm das Fernrohr.

Der Knabe sah eine gute Weile über das Meer.

„Ja, Onkel Rüstig! Ein Boot mit zwei Insassen! Was wollen die auf unserer Insel?!“

„Vom Sturm verschlagen! Ihr Boot treibt trotz aller Anstrengungen auf unsere Insel zu!“

Rüstig hüllte sich aber jetzt in tiefstes Schweigen und beobachtete mit den bloßen Augen. Das Kanu war schon deutlich auf den Wellenkämmen zu sehen, kam näher und näher und wuchs demzufolge mehr und mehr zu seiner natürlichen Größe aus.

Alle warteten auf den Augenblick, wo das Kanu auf die Riffs treiben mußte. Ueber dem Warten vergingen zwei Stunden. Jetzt konnten sie auch die Bootsinsassen deutlich sehen. Es waren Angehörige eines Indianerstammes. Plötzlich saß das Boot dicht am Strande bei den Fischeichen fest.

„Wir wollen es aus der Brandung ziehen!“ rief Rüstig und sprang voraus.

Vater Gebald und Wilhelm eilten ihm nach, so schnell sie konnten; denn der alte Steuermann entwidelte in Fällen, wo es sich darum handelte, Hilfe zu leisten, eine erstaunliche Schnelligkeit.

Mit vereinten Kräften zogen die drei das Kanu soweit an Land, daß es von den Wellen nicht mehr fortgespült werden



konnte; dann kletterten die beiden Indianerfrauen, denn solche waren es, auf den Strand.

Frau Gebald, Karoline, Thomas und Juno mit dem Kleinsten auf dem Arm waren herbeigeeilt und staunten die fremden Menschen mit der entstellenden Tätowierung an.

„Karoline, hole doch bitte etwas warme Suppe, vielleicht hilft diese den beiden Frauen etwas auf die Beine,“ meinte Rüstig, und flugs sprang das blondzöpfige Mädel davon.

Wenige Minuten später kam sie mit einem Topf warmer Suppe, die Rüstig den beiden völlig erschöpften Indianerfrauen einschlöste. Diese erholten sich auch bald danach und wurden von Rüstig und Vater Sebalb gestützt nach dem Wohnhaus gebracht.

Auf dem Hinwege schnitt Herr Sebalb die Frage an:

„Lieber Freund, wo gedenken Sie die beiden unterzubringen?“

„Im Vorratshaus,“ antwortete Rüstig. „Nur müßten wir vorher alle eisernen Gegenstände herausräumen. Die Wilden stehlen erstens einmal wie die Raben, und zweitens kommt diese hervorragende Eigenschaft hauptsächlich dann in Frage, wenn sie Eisen sehen, weil das selten ist, so selten wie in Deutschland das Platin.“

„Sojooo . . .?!“ Vater Sebalb war auf einmal recht nachdenklich gestimmt.

„Ich hätte es lieber gesehen, wenn diese Indianerfrauen an Grönlands Küste angetrieben wären,“ nahm Rüstig das Gespräch wieder auf; „denn es ist nicht ausgeschlossen, daß ihre Stammesangehörigen auf die Suche gehen. Bei dieser Gelegenheit könnten die Leuten auf den dummen Einfall kommen, auch unsere Insel zu beehren. Das wäre weniger angenehm.“ Als er die besorgten Gesichter von Vater und Mutter Sebalb sah, fügte er noch schnell hinzu: „Na, vorläufig ist das natürlich nur eine Annahme!“

Wie doch ein kurzer Satz den Menschen mitunter umzustimmen vermag!

Rüstig war ein Menschenkenner, er hatte die gewollte Wirkung erreicht, die Gesichter der Sebalbs sahen wieder zuversichtlicher drein, und man sprach von den Arbeiten des nächsten Tages.

Die beiden Indianerinnen waren soweit erholt, daß sie ihre Körper wieder vollkommen in der Gewalt hatten, sie bekamen zu

essen, zu trinken und wurden auf die von Juno im Vorrathshaus hergerichtete Streu gebracht.

In süßem Nichtstun und bangem Warten verstrichen die kommenden Tage. Das entschwundene Schiff hatte die gesamte Familie Gebald, Wilhelm ausgeschlossen, aus dem gefestigten Seelenfrieden herausgerissen. Unruhevoll schlugen die sonst so ruhigen Herzen, Unrast wohnte in den sonst so ausgeglichenen Menschen, und doch hatten sie keine Lust, die Hände zu rühren. Die Indianerfrauen wurden darum von Sigismund Rüstig und Wilhelm mit zu den notwendigen Arbeiten herangezogen.

„Dieses Träumen ist nicht gut und ändert an der Tatsache nichts,“ sprach der alte Steuermann eines Tages zu Vater Gebald. „Sie müssen mit helfen, Ihre Frau und die Kinder wieder aufzuheitern. Der Zustand kann so nicht fort dauern. Nehmen Sie sich doch ein Beispiel an Wilhelm. Der brave Junge hat das tapferste Herz.“

Vater Gebald war zerknirscht.

„Sie haben nur zu recht, alter Freund. Ab heute soll es anders werden!“

Von neuem kehrten Arbeitslust und Fleiß in der Hütte ein. Es gab viel zu schaffen. Der Viehbestand hatte sich bedenklich vermehrt, darum mußte vor allen Dingen daran gedacht werden, genügend Futtervorräte herbeizuschaffen. Außerdem war der Umfassungsgraben noch fertigzustellen.

„Wir werden wieder nach einem geordneten System verfahren, Herr Gebald. Was meinen Sie? Ich glaube, das ist das beste.“

„Gewiß, alter Freund. Wie denken Sie sich die Arbeitseinteilung?“

„Hm . . . Sie werden das Gartenland mit Juno bearbeiten und dann bestellen. Dabei kann Ihnen Thomas helfen. Madam ist wieder gesund und stark. Sie mag dem Haushalt vorstehen, wie bisher. Dabei können ihr Karoline und der kleine Albert

zur Seite stehen. Sie, Wilhelm, ich und die beiden Indianerfrauen arbeiten am Wallgraben."

"Die Einteilung ist gut, wollen wir gleich beginnen!"

"Recht so, Freund Gebald! Das war ein Wort!"

Alle wurden mit der Arbeitseinteilung bekanntgemacht, und seltsam, als die Arbeit wieder hurtig vonstatten ging, war auch wieder Lachen in Haus und Hof zu hören.

"So ist es," sprach Rüstig, "die Arbeit erheitert, sie ist Lebenszweck! Der Müßiggang aber macht krank."

Der Bau des Wallgrabens ging rüstig fort; denn jetzt schafften zehn Hände am Werke. Die beiden Indianerfrauen konnten tüchtig arbeiten, sie taten den Anweisungen gemäß alles, was ihnen aufgetragen wurde. Wieder waren drei Wochen ins Land gegangen, die Insel lag noch im Schein des Frührots, als Rüstig seinen üblichen Morgenspaziergang unternahm.

"Donner und Doria!" er sah schärfer hin und eilte dem Orte näher. "Das Kanu der beiden Indianerfrauen ist verschwunden!"

Er hob sein Fernrohr und suchte die weite Fläche des Meeres systematisch ab. Endlich hatte er einen winzigen Punkt gefunden, der immer mehr in sich zusammenschrumpfte.

"So ein Mißgeschick!" Rüstig war unzufrieden mit sich selbst. "Das hätte nicht geschehen dürfen! Hätte ich doch das Kanu in tausend Stücke geschlagen!"

"Hallo! Onkel Rüstig!"

Wilhelm kam freudig herbeigesprungen, in den Händen einen kreischenden, bunten Vogel, der mit den Flügeln um sich schlug, krachte und biß.

"Wo hast du denn den gefangen?" Der alte Seemann konnte schon wieder lachen, trotz des Mißgeschicks, das den Insulanern durch die Flucht der Indianerfrauen widerfahren war.

"Im Walde, dicht bei unserem Haus, Onkel Rüstig."

„So soooo . . . Es ist gut, daß du da bist, Wilhelm. Ich glaube, die beiden Indianerfrauen sind uns durchgebrannt. Eile doch schnell nach dem Vorrathshaus, ob sie dort zu finden sind. Aber sage keinem Menschen ein Wort von meiner Vermutung.“

Wilhelm sprang hurtig davon. Rüstig sah dem Knaben lächelnd nach.

„Das wird ein tüchtiger, verlässlicher Mensch . . . Herrgott, was habe ich den Jungen lieb gewonnen!“

Inzwischen war die Sonne vollends aufgegangen, das Meer erglänzte in goldenen Strahlen, es war wie ein Weibchen voll köstlichsten Weines. Am Himmel kein Wölkchen, nur das Auge Gottes, leuchtend und groß. Unendlich tief vermochte der alte Rüstig in den klarblauen Aether zu blicken. Auf den Wellen wiegten Möwen im weißen Federkleid, ab und zu einen heiseren Schrei ausstoßend. Am Strande glucksten die Wasser verträumt irgendein unbekanntes Geheimnis. Hinter dem alten Manne rauschten die Kronen der Bäume, das silberne Klingen der Quelle drang bis hierher.

„Es ist ein richtiger Herrgottsmorgen,“ flüsterte der Steuermann, dabei eine Freude im Gesicht, als wäre ihm etwas ganz besonders Gutes geschehen. Durch die Stille knirschten Schritte im Strandfies. Wilhelm kam vom Hause her zurück.

„Dunkel Rüstig, die Indianerfrauen konnte ich nirgends finden!“

„Habe ich mir denken können. Also ist meine Annahme richtig!“

„Ein ganzer Korb mit Nägeln fehlt auch,“ ergänzte Wilhelm seinen Bericht.

„Um . . . Die Sorte Menschen geht nie mit leeren Händen . . . Aber besorgniserregend ist das. Sie werden kommen, in großer Anzahl werden sie kommen . . . Wir müssen Vorichtsmaßregeln treffen, wo wir nur können, Wilhelm, verstehest du? Komm, laß uns sofort beginnen!“

Der Alte und der Junge gingen den Weg zurück nach dem Eingang der Palisadenmauer und betraten den Hof.

Gerade lief ihnen Vater Sebald in den Weg, der sofort mit Beschlagnahme belegt wurde.

„Freund Sebald! Ein Wort im Vertrauen!“ Rüstig faßte ihn am Rockknopf an der Brust. „Die beiden Indianerfrauen sind ausgerückt und haben allerhand mitgenommen. Wir wollen gleich einmal feststellen, was da alles Beine bekommen hat im Vorratshaus.“

Vater Sebald machte ein so betroffenes Gesicht, daß Rüstig und Wilhelm in ein schallendes Lachen ausbrachen.

„Wirklich, lieber Vater, die Frauen sind fort!“ bestätigte Wilhelm das vom Steuermann Vorgebrachte.

Zu dritt gingen sie in das Vorratshaus und stellten nach einigem Forschen fest, daß die Wilden doch nur den einen Korb voll Nägel mitgenommen hatten.

„Ab heute machen wir die Hunde von der Kette los!“ Rüstig stand kernengerade. „Dann müssen wir gleich sämtliche Gewehre instand setzen. Sehen Sie mich bitte nicht so entgeistert an, Freund Sebald! Es wird ernst! Die Wilden werden von den beiden Frauen erfahren, was wir für Vorräte haben. Und verlassen Sie sich darauf, so sicher wie die Nacht dem Tage folgt, so sicher haben wir den unliebsamen Besuch zu erwarten!“

Rüstig mußte an diesem Tage viel reden, viel anordnen, er wurde kaum noch fertig.

Die Gewehre wurden auseinandergenommen, gepuht und eingefettet, auch alle anderen, sonst im Wirtschaftsbetrieb notwendigen Dinge mußten mit erledigt werden, kurzum, es herrschte ein Leben und Treiben im Haus, auf dem Hof und den Äckern, daß man wirklich glauben konnte, ein Gut vor sich zu haben, wenn man als stiller Beobachter von ferne stand.

„So, jetzt kann das Probeschießen beginnen, Madam,“

sagte Rüstig zu Frau Sebald, als diese aus dem Haus trat, um zu verkünden, daß das Mittagbrot fertig sei.

„Aus welchem Grunde so kriegsbereit?“ lachte die Hausfrau ahnungslos.

„Weil wir auf Jagd gehen!“ antwortete an Stelle Rüstigs der kleine Thomas, seine Mutter stolz ansehend.

„Richtig! Madam, weil wir auf die Jagd gehen wollen!“ Thomas hatte dem alten Mann, ohne es zu wollen, aus der Patsche geholfen; denn Rüstig war um eine glaubhafte Antwort sehr verlegen. Er sagte nur ungern die Unwahrheit, und wenn er es tat, tappte er immer daneben.

Frau Sebald wußte aber mit ihrem feinen Fraueninstinkt auch stets herauszufühlen, daß irgend etwas nicht in Ordnung war.

Sigismund Rüstig atmete ordentlich auf, als Herr Sebald und Wilhelm unerwartet dazukamen.

„Ihr wollt auf die Jagd gehen?“ spann die Hausfrau das Gespräch weiter.

Vater Sebald sah den Alten und dieser Freund Sebald an, stumme Zwiesprache pflogen die Augen.

So kam Vater Sebalds Antwort etwas spät, aber sie kam doch.

„Ja, liebe Frau, wir wollen auf die Jagd gehen!“

Die Hausfrau mußte aber doch etwas bemerkt haben.

„Daß ihr Männer auch immer Heimlichkeiten habt!“ Mit diesen Worten ging sie leicht verstimmt ins Haus.

„Ja, wenn du nicht immer gleich so furchtsam wärst, liebes Frauchen,“ flüsterte Vater Sebald vor sich hin, als die Thür hinter seiner Frau zugefallen war.

„Das ist keine Furcht, Freund! Das ist die Sorge um ihre Kinder!“ Der Alte blickte zur Seite, wo er Schritte hörte. „Na, Juno, du schwanenweiße Jungfrau ohne Makel,“ lachte er die Negerin an, „wo kommen wir denn her?!“

„O, Massa Rüstig, ich Hummer gefangen!“ und sie öffnete ihre Schürze, in der tatsächlich ein Prachthummer lag.

„Nanu?“ staunte Vater Gebald.

„Großartig!“ lachte Rüstig.

„Was ist das, ein Hummer?“ fragte Wilhelm und wollte nach dem Tier greifen.

„O, Massa Wilhelm! Hummer zwicken!“ Die Negerin schloß schnell die Schürze wieder.

„Das wird ein Festessen für heute Abend!“ Der alte Sigismund Rüstig rieb sich die Hände, was sonst nicht seine Angewohnheit war und nur in Ausnahmefällen geschah.

Sie gingen zusammen ins Haus, setzten sich an den Tisch vor die dampfenden Teller und begannen von dem Fisch zu essen, den Onkel Rüstig aus dem Vorratssteich gefangen hatte.

Nach Beendigung des Mittagessens ging jeder wieder an seine Arbeit, wie sie von Sigismund Rüstig aufgetragen war.

Es mochte der halbe Nachmittag verstrichen sein, als Juno plötzlich jammernd herumlief. Zu jedem kam sie und fragte:

„Massa haben Thomas nicht gesehen?“

Und jeder Massa schüttelte den Kopf und verneinte. Der Thomas war ein richtiger Unglückswurm. Kein Tag verging, an dem er nicht bei irgendeiner Dummheit ertappt wurde oder in eine verzwickte Lage geriet. Er probierte sich so richtig praktisch hinein ins Leben. Als Juno zufällig nach dem Strand hinunterblickte, stieß sie einen gellenden Schrei aus.

„Dort auf See! O, Massa! Thomas auf See schwimmen in Boot!“

Vater Gebald, seine Frau, die Kinder und zuletzt Rüstig kamen herbeigelaufen. Was sich ihren Blicken bot, war wenig erhebend. Das Segelboot schaukelte draußen in der schäumen- den Brandungskette auf und nieder. Wenn es ins offene Meer geriet, trieb es auf Nimmerwiedersehen davon. Im Boot aber saß Thomas mit schreckverzerrtem, bleichem Gesicht.

Während Frau und Herr Sebald klagend die Hände rangen, stürzten Rüstig und Wilhelm zum Strande, unterwegs alles an Kleidung von sich werfend, was beim Schwimmen hinderlich sein konnte. Wilhelm war der erste im Wasser, schon reichten ihm die Wellen bis an den Hals, da wurde er von dem Steuermann gepackt.

„Wilhelm! Du gehst sofort zurück an Land. Es ist unnütz, wenn du dich auch noch in Gefahr begibst! Einer genügt! . . . Herr Sebald! Rufen Sie Ihren Sohn zurück!“ rief Rüstig Vater Sebald zu, der mit seiner Frau und den Kindern am Ufer stand.

„Wilhelm! Komm sofort an Land!“ rief der Vater streng. Mit zusammengebißnen Lippen lief der Knabe durch das Wasser an Land zurück.

Steuermann Rüstig aber schwamm mit kraftvollen Stößen der Brandung zu. Der Körper des alten Mannes war jedesmal dann, wenn er in einem Wellental versank, unsichtbar. Aber gleich darauf sahen die am Ufer Zurückgebliebenen seinen weißhaarigen Kopf schon wieder aus der nächsten Wellenhöhe wieder auftauchen.

Das Boot war inzwischen weitergetrieben und schwankte dicht vor einer sich unter dem Wasserspiegel entlangziehenden Riffkette hin und her. In der Nähe ragte ein spiziger Fels aus dem schäumenden Wasser, dessen Wellen sich gerade vor dem Riff brachen und wild überschlugen. Jetzt tauchte der Kopf des Schwimmenden in dem Schaume der Brandung unter und war nicht mehr zu sehen!

„Sollte ihn ein Hai . . .?“ rief Wilhelm, er wagte den Gedanken nicht auszudenken.

In demselben Augenblick reckten sich zwei Arme an der Fels- spitze draußen empor, klammerten sich fest und zogen den langen Körper nach. Rüstig hatte den Weg unter Wasser geschwommen. Raum stand der kühne Mann am Felsen, als er auch

schon nach dem Segelboot griff, das ins offene Meer und an ihm vorbei treiben wollte.

Mit fester Hand hielt er es gepackt, ein kraftvoller Ruder, der Steuermann saß im Boot und ergriff sofort den Bootshaken. Mit fester Hand setzte der Alte den Haken am Felsen ein, stemmte das Boot ab, daß es gleich in die Brandung zurückwich. Dort aber zog sich die Riffkette dicht unter dem Wasserspiegel entlang, und Rüstig konnte mit seinem Bootshaken wieder Halt finden. Wenn die Brandungswogen auch rauschten und quirlten, Zug um Zug arbeitete der weißhaarige Seemann sich in seinem Boot vorwärts nach der Küste zu. Es ging langsam, mühselig, aber es ging. Thomas saß noch immer schreckerstarrt auf dem Boden des Bootes und sah dem schweratmenden Onkel Rüstig fassungslos zu. Der Kleine begriff immer noch nicht, daß dieses Ringen inmitten des Wellenschaumes um zwei Menschenleben ging, ein junges und ein altes.

Noch immer war zwischen Boot und Ufer eine Entfernung von mehreren hundert Meter, als das Kind laut aufschrie. Durch den etwas undichten Boden des Segelbootes drang Wasser ein. Ein dort befindlicher Ust hatte sich gelodert und war von dem Wasserdruck nach innen herausgetrieben worden.

Sigismund Rüstig, der in Not und Gefahren Großgewordene, riß sein Halstuch herunter, bückte sich und verstopfte damit das kleine Leck im Boot; dann griff er wieder zum Haken.

Von Land her klang ein allgemeiner Schreckensruf an sein Ohr:

„Rüstig! Rüstig! Ein Hai!“

Er blickte sich um und sah in den grünlichen Wellen auch schon das greuliche Ungeheuer auf das Boot zuschwimmen.

„Das hat gerade noch gefehlt,“ murmelte der Alte, er hob den Bootshaken hoch über den Kopf . . . schon peitschte der Schwanz des Raubfisches die Wasser zu Miriaden Stäubchen . . . sein gieriger Rachen mit den Gloßaugen tauchte aus dem

sprühenden Tropfenregen, da . . . fauste der Bootshafen des Steuerannes mit voller Wucht auf den Tierkopf nieder und bohnte sich mit seiner eisernen Spitze in das Auge des Haie.

Der rasende Schmerz machte den Fisch wütend, der mächtige Leib drehte sich wie ein Kreisel im Wasser, die Fläche wurde zum brandenden Strudel, und der Steuerann hatte seine Not, daß das Boot nicht kenterte. Schon machte sich Rüstig für den zweiten Angriff bereit, er hob den Bootshafen ein zweites Mal hoch über den Kopf . . . das Ungetüm aber tauchte tief hinein in das dunkelgrüne Wogendämmern und kam nicht mehr zum Vorschein. Als Sigismund Rüstig sich jetzt seinen Bootshafen betrachtete, merkte er erst, daß sich nur noch das Ende in seinen braunen Fäusten befand. Das andere, die größere Hälfte mit dem Hafen, war bei dem furchtbaren Schlag abgebrochen und schwamm mit dem eisernen Hafen irgendwo auf den aufgeregten Wellen.

Er nahm den Segelmast vom Boot auf, löste das Segel und verwendete den dicken Stamm zum Abstoßen und Vorwärtsbewegen. Dabei suchten seine Augen am Ufer entlang nach einem günstigen Landungsplatz. Was der greise Seemann dabei entdecken mußte, war wenig dazu angetan, seinen Mut zu heben.

In dem seichteren Wasser am Ufer schwammen mehrere Haie hin und her, sie witterten Beute.

„Freund Sebald! Wilhelm!“, er formte die Hände muschelartig. „Werfen Sie die Haie mit Steinen! Sonst kann ich nicht landen!“

Erst jetzt, von dem Freund Rüstig aufmerksam gemacht, bemerkten die nicht weit vom Ufer ab Stehenden die Raubfische. Schnell blickten sich alle, hoben Steine und warfen damit, sowie sich ein Körperteil der Tiere aus den Wellen hob. Alle beteiligten sich an dem Werke, außer Albert, der noch zu klein und zu schwach dazu war.

Thomas wimmerte immer noch kläglich im Boot, das nun sicher ans Ufer getrieben wurde von den sehnigen Fäusten seines Retters.

Vater Sebald hob erst Thomas ans Land; dann halfen er und Wilhelm dem alten Freund mit vereinten Kräften das Boot auf den Strand ziehen. Mutter Sebald schloß ihren wiedergeschenkten Sohn in die Arme und rief unter Tränen:

„Freund Rüstig! Wie sollen wir Ihnen danken! Wir stehen tief in Ihrer Schuld!“

Vater Sebald drückte dem Alten stumm die Hand, der aber wehrte energisch ab und betonte immer wieder:

„Keinen Dank! Es war meine Pflicht!“

Auf dem Wege nach dem Heim nahm Rüstig seinen Liebling Wilhelm zur Seite.

„Du hast mich erst nicht verstanden, mein Junge, und konntest nicht begreifen, warum ich dich so energisch zurückschickte?“

„Nein, Onkel Rüstig, das konnte ich nicht fassen.“

Wilhelm umschlang mit seiner Rechten den linken Arm seines Beraters.

„Nun, Wilhelm, was hättest du wohl gegen den Hai ausrichten können? Was hättest du angefangen, als das Boot plötzlich leer wurde und schon zu sinken drohte?“

Sigismund Rüstig sah den Knaben lange ernst und prüfend an, bis die Antwort kam:

„Onkel Rüstig, jetzt verstehe ich alles! Ich danke Ihnen!“

„Das freut mich, mein Sohn! Doch komm, wir wollen uns beeilen, ich muß die Kleider wechseln, bin naß wie ein Pudel.“

Im Wohnhaus angelangt, wollte Vater Sebald seinem Sohn Thomas eine mächtige Standpauke halten, aber Rüstig riet ihm davon ab.

„Das hat keinen Zweck, Freund! Der Junge hat solche Angst ausgestanden, daß es ihm nicht mehr einfallen wird, allein zur See zu fahren.“

„Da haben Sie auch wieder recht,“ nickte Vater Gebald. „Ich ärgere mich nur darüber, daß kein Tag vergeht, an dem der Bengel nicht auch eine Dummheit begeht oder sich leichtsinnig in Gefahr begibt. Er ist doch jetzt wahrhaftig alt genug!“

„Das schon!“ Rüstig hielt ihn wieder am bewußten Rockknopf fest. „Er gehört doch aber nun einmal zu jenen Menschen, die durch Schaden klug werden.“

In den nächsten Tagen spürte Rüstig eine große Unruhe in sich, eine dunkle Ahnung ließ ihn nicht los. Es ist oft so, daß Menschen unbewußt kommendes Unheil vorausahnen. So erging es dem alten Rüstig. Er umschritt die Festung von allen Seiten, prüfte, musterte, schüttelte hier und da mit dem Kopf, es schien ihm vieles noch nicht zu gefallen, was er auch schon eine Stunde später seinem Freund Gebald und dessen Sohn Wilhelm gegenüber frank und frei äußerte.

„Eine dunkle Ahnung sagt mir, daß Gefahr im Verzuge ist. Ich muß um der lieben Sicherheit willen noch verschiedenes mit Ihnen besprechen. Dann gehen wir ans Werk. Wilhelm wird uns tüchtig helfen!“

„Das werde ich tun, Onkel Rüstig!“

„Ich weiß, ich weiß . . . Der Umlaufgraben ist fertig, aber es fehlt die Hauptsache darin, das Wasser. Nach meiner Berechnung ist er so tief, daß wir ihn vom Meer aus vollaufen lassen können. Wir brauchen nur einen schmalen, aber tiefen Zuflußgraben zu schaufeln. Wollen Sie die Arbeit übernehmen, Freund Gebald?“

„Aber natürlich, ordnen Sie nur immer an, ich beginne sofort!“

Vater Gebald grub, wie es Rüstig vorgezeichnet hatte. Der Alte aber nahm Wilhelm beiseite.

„Und wir wollen die Schiffsplanken zusammennageln, vielleicht brauchen wir sie noch einmal.“

Als die Planken fertig waren, rüsteten sich Rüstig und

Wilhelm mit Beil und Säge aus und begannen eine Arbeit, die Vater Sebald, der vom Ufer aus nach der Festung zu grub, in Staunen versetzte.

Jede Palme, die sich noch in einem Abstand von hundert Schritten vom Wallgraben befand, wurde gefällt. Dann sägten die beiden die Kronen weg und schleppten die Stämme in die Festung.

Am fünften Tage endlich waren die Männer mit den vorgenommenen Arbeiten fertig. Es war, wie der alte Rüstig berechnet hatte. Der Wallgraben lag bedeutend unter dem Wasserspiegel des Meeres, und als der letzte Oeffnungstich am Meeresufer gemacht wurde, flutete das Wasser schnell durch den Zulaufkanal in den Umfassungswall.

„Jetzt müssen wir im Hof eine große Sonne aufstellen, die immer mit Wasser gefüllt sein muß, damit wir in einem Belagerungsfalle genügend Trinkwasser haben. Wenn das geschehen ist, werden die Palmen dort nach der Seeseite zu noch weggeschlagen, die Dinger versperren die Aussicht. Ich will es nur rundheraus sagen. Meinen dunklen Ahnungen zufolge werden wir bald einen Besuch der Wilden zu gewärtigen haben!“

Mit noch größerem Eifer rührten alle ohne Murren die Hände. Rüstig schmiedete aus dem vorhandenen Rundeisen gekrümmte Spizen, die Vater Sebald und Wilhelm oben an den Palisadenköpfen festschrauben mußten, so daß der hohe Palisadenzaun nunmehr schwer geschützt dastand. So wurde die Festung von Tag zu Tag verstärkt. Auch im Festungshof wurde ein kleiner Vorratssteich für Fische und einer für Schildkröten angelegt. Dann begann der Gerüstbau hinter den Palisaden. Dazu wurden die draußen niedergeschlagenen Palmstämme benutzt. Die Männer ramnten in einem Abstand von je drei Metern mehrere gleichlang abgesägte Blöcke in den Erdboden, befestigten diese mit eisernen Krampen aneinander und dann an der Palisade. Ueber diese Raufenwände wurden an den Längs- und

Querseiten Baumstämme in der dazu notwendigen Länge gelegt und letztere wiederum mit Brettern übernagelt. An allen vier Seiten wurde eine kleine Leiter zum Aufsteigen angebracht. Das Ganze war so hoch gehalten, daß die Verteidiger, wenn sie darauffstanden, gerade mit den Köpfen über die Festungsmauer hinwegsehen konnten.

Ueber den Arbeiten waren wieder zwei Wochen vergangen, Frau Sebald hatte schon wieder große Wäsche, und die Hemden und Kittel flatterten knallend an den Leinen, als Rüstig mit seinem Fernrohr am Strand stand.

Seine scharfen Augen hatten am Horizont einen breiten, graubraunen Streifen festgestellt, der unsagbar langsam größer wurde und stetig breiter aus dem Wasser hervorquoll.

Noch einmal setzte der Steuermann des längstverschollenen „Pacific“ das Fernrohr an.

„Oha! Die Wilden kommen,“ er zählte die Kanus, „dreißig Segel sehe ich . . . In jedem Boot sitzen vielleicht zehn Mann . . . Also dreihundert Krieger. Eine schöne Horde, da heißt es eilen!“

„Warum eilen, Onkel Rüstig?“

Wilhelm war ebenfalls an den Strand gekommen und hatte die letzten Worte des Alten gehört.

„Weil wir sehr umfangreichen Besuch bekommen, mein Junge!“ Rüstig streckte den rechten Arm aus und zeigte in die Ferne. „Du siehst doch jenen graubraunen Streifen am Horizont?“

Wilhelm sah über das Meer und nickte.

„Jawohl, Onkel Rüstig!“

„Das sind die Bastsegel der Wilden. Hier ist das Fernglas, sieh hindurch und zähle die Boote!“

„Dreißig Boote sind es, Onkel Rüstig!“

„Im . . . Nun rechne jedes Boot nur mit zehn Mann!“

„Dreihundert Wilde auf einmal!“

Wilhelm bekam einen kleinen Schreck und sah den alten Rüstig fragend an.

„Ja, auf einmal,“ nickte der ernst. „Es ist ja ein bißchen viel auf einmal, aber es kann doch nichts daran ändern. Komm! Wir wollen unsere Festung für den Empfang der Herrschaften vorbereiten, das ist besser als hierstehen und staunen!“

Der Steuermann ging mit seinem ausgesprochenen Liebling den Palisaden zu. Als sie die Brücke hinter sich hatten, zogen beide mit vereinten Kräften die Balken über den Wasserkanal weg und in die Festung.

Vater Gebald, der gerade Holz hatte, rief lachend:

„Was macht denn mein Freund da?“

„Die Wilden kommen!“ rief Wilhelm mit lauter Stimme als Antwort zurück.

Der kurze Satz war noch nicht ganz verklungen, als alle wie elektrifiziert zum alten Rüstig und zu Wilhelm hinstürzten.

Juno kam gelaufen, die gerade Wäsche abnahm; Thomas rannte herbei und wollte durchaus einen schwarzen Mann zum Spielen haben; die Haustür klappte, und heraus kamen Mutter Gebald und Karoline mit dem kleinen Albert. Alle hatten Wilhelms Ausruf vernommen.

„Ja, es ist so, die Wilden kommen!“ bestätigte Rüstig. „Darum müssen wir die Festung sofort zum Empfang der Herrschaften bereit machen. Herr Gebald verrammelt das Tor in der Palisade derart, daß kein Mensch herein kann.“

„Aber die Ziege ist noch draußen, Massa! Nachher Ziege tot!“ schrie Juno auf.

„Dann bleibt sie draußen!“ entschied Sigismund Rüstig.

„Wann werden die Wilden hier sein?“ erkundigte sich Frau Gebald, die merkwürdig gefaßt war.

„Hier haben Sie mein Fernrohr, Madam. Klettern Sie auf die Brüstung; dann können Sie die Boote weit draußen auf dem Meer sehen! Jetzt wird wohl auch jeder von uns be-

greifen, warum ich die Bäume weggeschlagen habe da unten. Ständen sie noch, hätten wir keinen freien Ausblick nach der See!"

"Alter Freund, Sie haben gut vorgesorgt!"

Vater Sebald drückte dem Alten die Hand, sein Gesicht war ruhig, und die Augen leuchteten zuversichtlich.

"Also, Freund Sebald, Sie verrammeln erst einmal die Thür in der Palisade!"

Herr Sebald machte sich sofort an die Ausführung des Vorschlags.

"Wir, mein lieber Junge, holen sämtliche Gewehre heraus aus dem Vorrathshaus und die fertige Munition!"

Beide liefen und brachten die Gewehre, es waren im Ganzen zwölf; dann schleppten sie die Munitionskiste inmitten des Hofes hinein.

"Frau Sebald, Karolinen, Juno!" rief Rüstig laut, als die Kiste stand.

Die Gerufenen kamen eilends herbei.

"Kommen Sie," Rüstig ging zu den Gewehren, "ich will Ihnen und den anderen beiden zeigen, wie die Waffen geladen werden. Wir dürften voraussichtlich keine Zeit dazu finden, wenn die Wilden wirklich angreifen!"

Der Alte zeigte den Frauen die Handgriffe, das Einschieben der Patronen und das Zurückziehen des Schlosses; dann nahm er Wilhelm bei der Hand.

"Komm, wir wollen sehen, wie weit dein Vater ist."

Als sie an die Thür kamen, mußte Rüstig zugeben, daß da kein Mensch mehr eindringen konnte, wenn er nicht gleich ein Geschütz aufführ.

"Ausgezeichnet! Wie gut, daß Sie fertig sind! In zwei Stunden spätestens dürften die Kerls hier sein. Kommen Sie, Freund Sebald, wir wollen das Vieh noch schnell in den Stall

sperrten und die Hühner einsangen. Der Innenplatz muß vollständig frei sein."

Während draußen ein jeder fieberhaft tätig war, saß Thomas im Wohnhaus am gedeckten Tisch und aß für alle. Niemand, außer dem Tunichtgut, dachte an seinen Magen. Ihn ließ die Nachricht, daß die Wilden kamen, vollständig kalt. Albert schlief in seinem Bettchen, und der einst von Wilhelm gefangene Papagei hockte geruhlos auf der Stange in der Ecke und schlief mit dem Jüngsten um die Wette.

Bis in die stille Hütte dröhnte der Ruf des Steuermanns: „Frau Sebald! Schließen Sie das Haus zu, damit die beiden Kleinsten nicht herauskönnen! Der Tanz wird bald losgehen!"

Die sorgsame Mutter eilte schnell, den guten Rat des Alten sofort zu befolgen.

Rüstig, Vater und Sohn, kletterten mittels der Leitern auf die Brüstung, jeder ein geladenes Gewehr in der Hand, und lugten über die Palisade. Jetzt waren die einzelnen Segel schon deutlich zu unterscheiden.

Unten im Hof standen die Hausfrau, die Tochter und Juno bereit. Alle Gewehre waren geladen. Jetzt begann das Schlimmste, das Warten! Dieses ungewisse Warten!

„Onkel Rüstig! Die ersten Boote fahren durch die Riffs!"

Wilhelm hatte recht. Drei Kanus strichen die Segel, Ruder wurden ausgelegt, und ohne Zwischenfall kamen sie an die weit ins Meer ausbiegende Landzunge. Rothbraune Gestalten mit bunter Bemalung, auf den Häuptern den Kriegsschmuck und bis an die Zähne bewaffnet, sprangen heraus. Flink zogen die Wilden ihre Boote auf den Strand; denn schon folgten die anderen Kanus in langer Reihe.

„Die Bande kennt unsere Einfahrt!" knirschte Rüstig. „So eine Gemeinheit von den beiden Indianerweibern! Nur die haben das ganze Manöver auf dem Gewissen!"

Vater Gebalbs Gesicht wurde immer finsterner, je mehr wilde Krieger an Land sprangen. Gleich am Strand sammelte sich das kleine Heer, um auf die noch kommenden Stammesbrüder zu warten.

Wilhelm hatte inzwischen mit dem Fernglas noch einmal den Horizont abgesucht.

„Onkel Rüstig, ich glaube, ganz hinten kommt noch ein Segelboot!“

„Zeig her, mein Junge!“ Der Alte wollte nach dem Fernglas greifen, als das erste schaurige Kampfgeheul der Wilden grauenhaft über die Insel brandete. Sofort lenkte Rüstig seine ganze Aufmerksamkeit auf die anstürmenden Krieger. Vor dem Wassergraben stuzten sie und schnatterten wild durcheinander. Ein besonders hochgewachsener Wilder, den Rüstig an seinem Kopfschmuck als Häuptling erkannte, schien das Wort zu führen.

„Wir wollen erst schießen, wenn sich die Leute als Feinde kenntlich gemacht haben. Aus diesem Grunde will ich mich ihnen zeigen. Sie, mein Freund, und auch du, Wilhelm, halten die Gewehre schußbereit durch die Schießlöcher. Wenn der erste Pfeil fliegt, müssen zwei Wilde stürzen.“

Noch ehe die beiden besorgten Menschen den treuen Berater abhalten konnten, hatte dieser schon seinen Körper halb über die Palisade geschwungen. Er mußte sich aber geschwind wieder zurückziehen; denn die Wilden schleuderten mit lautem Geschrei mehrere Pfeile nach ihm. Der gute Sigismund Rüstig wäre totsicher getroffen worden, wenn ihn die schützende Palisade nicht gedeckt hätte.

Die Pfeile hatten die Festungsmauer aber noch nicht ganz erreicht, als kurz hintereinander zwei Schüsse krachten.

Wildes Kampfgeschrei war die Antwort. Zwei Wilde brachen lautlos zusammen, darunter der lange Häuptling.

Jetzt durchschwammen die durch Farbenbemalung ekelhaft

entstellten Wilden den Graben und stürmten, immer wild schreiend, auf die Festung los. Hinter den Palisaden hervor krachte Schuß um Schuß, weißer Rauch hüllte das Ganze ein.

Die gutgezielten Schüsse richteten heillose Verwirrung unter den Anstürmenden an, die es darauf abgesehen hatten, die hohen Mauern zu überklettern.

Unsere drei Schützen hatten sich jetzt mitten auf den Hof gestellt. Sowie ein federgeschmücktes Haupt über der Palisade auftauchte, krachte ein Schuß, und der Eindringling stürzte tot oder schwerverwundet außen wieder herunter.

Immer wütender liefen die Indianer Sturm, in stets schnellerer Reihenfolge krachten die Schüsse der Verteidiger, und die Toten draußen mehrten sich von Minute zu Minute.

Endlich, nach einer Stunde, brachen die Wilden den Angriff ab. Schnell sprangen die drei Verteidiger wieder auf die Brüstung, um auch beobachten zu können, ob alle abzögen.

Plötzlich rief Wilhelm:

„Dort ist eine von den Frauen, die wir bei uns hatten!“

Rüstig und Sebald schauten nach der angedeuteten Richtung.

„Tatsächlich! Na, das liebe Weibchen wird sich wohl über unsere Veränderung sehr gewundert haben!“

Der Steuermann zog ein grimmes Gesicht und sah zu, wie die Wilden mit ihren Toten und Verwundeten über den Wassergraben zurückgingen. Erst hinter dem Schußdamm sammelten sich die Horden, wieder wild durcheinanderschreiend und gestikulierend.

Mit der geladenen Flinte in der Hand standen unsere drei noch eine gute Weile. Die Wilden zogen sich allmählich ganz zurück und legten sich zwischen den Palmbüschen nieder, so daß sie von der Festung aus nicht mehr gesehen werden konnten.

„Freund Sebald, Sie bleiben hier oben auf Wache! Wir haben noch tüchtig zu tun!“

Sebalb nickte stumm und starrte hinaus, alle vier Pali-sadenwände auf der Brüstung abschreitend.

Rüstig und Wilhelm kletterten die Leitern hinunter in den Hof, wo die Frauen damit beschäftigt waren, einen Berg Patronen aufzuschichten.

Der alte Seemann trat auf sie zu.

„Es wäre mir lieb, wenn sich unsere tapferen Damen ein wenig schlafen legen wollten; denn diese Nacht haben wir sicher mit einem Angriff zu rechnen.“

Die Frauen und Karoline nickten stumm, heiß brannte die Sonne nieder vom wolkenlosen Himmel.

„Ach, habe ich einen Durst!“ rief Wilhelm aus, indem er sein Gewehr zu den anderen legte.

„Um . . . Junge! Das war ein Gedanke. Ich glaube, den haben wir alle!“

„Ich Wasser holen, Massa Rüstig!“ Juno zeigte ihr schnee-weißes Gebiß und eilte davon, während Frau Sebalb das Haus aufschloß, um einen Topf zu holen. Rüstig und Wilhelm zogen die Gewehrläufe mit einem öligen Wischer durch, als Juno mit hängendem Kopf zurückkam.

„Massa Rüstig! Rein Tropfen Wasser da, Faß leer! Nur ganz wenig Wasser, Massa Rüstig!“

„Ist doch gar nicht möglich!“

Steuermann Rüstig sprang selbst hinüber nach dem Trinkwasserfaß, um sich von der schrecklichen Wahrheit zu überzeugen. Das Faß war leer bis auf einen winzigen Bodenrest.

„Der muß für die Kinder bleiben, Juno! Hörst du?“

„Jawohl, Massa! Für kleine Kinder!“ nickte die Negerin verständlich.

„Das begreife ich nicht,“ murmelte der erfahrene Seemann.

„Vor zwei Tagen noch war das Faß voll, jetzt ist es leer. Wir haben doch das Wasser zum Kochen immer direkt an der Quelle geholt.“

Frau Sebald stand händeringend da.

„Jetzt entsinne ich mich. Als wir Wäsche hatten, vor zwei Tagen, beauftragte ich Thomas, Wasser in die Gefäße zu holen. Ich schärfte dem Jungen noch ein, nimm nicht aus dem Faß, hole es von der Quelle . . . Es ist nicht anders,“ schluchzte die Frau, „er und kein anderer hat das Faß geleert!“

Rüstig ging Schnurstracks hinein in das Haus und nahm den Knaben ins Verhör.

„Thomas, woher hast du das Wasser genommen vor zwei Tagen, als dir Mutter sagte, hole es von der Quelle?!“

„Aus dem Faß!“

Thomas begann kläglich zu weinen, wie immer, wenn er sich ertappt sah bei einer Dummheit oder einem Vergehen.

Frau Sebald weinte bittere Tränen, sie wußte, was für Folgen diese kleine unvernünftige Kinderhand verursacht hatte.

Die Hausfrau, Karoline und Juno sahen alle Töpfe nach, nirgends war ein Schluck Wasser zu finden.

Der kleine Albert schrie nach Wasser, allen anderen brannte die ausgedörrte Kehle, und Thomas, der Urheber des Unglücks, geberdete sich am wildesten.

Da gab ihm Wilhelm, sein ältester Bruder, ein paar solche Ohrfeigen, daß er augenblicklich schwieg, die Prügel hatten ihre Wirkung getan. Nun saß er im Winkel und trozte.

Rüstig und sein Liebling hatten das Haus wieder verlassen, sie verständigten den Vater von der äußerst kritischen Lage und machten sich dann daran, die fertiggenagelten Schiffsplanken auf die Brüstung zu heben.

„Wir befestigen sie oben auf den Palisaden, Wilhelm, und lassen nur an drei Seiten je eine schmale Lücke. Das wird uns die Verteidigung erleichtern; denn so hoch können die Burschen nicht klettern, sie werden immer nur bis an die Lücken kommen!“

Fieberhaft arbeiteten die beiden, auch Vater Sebald half

schließlich mit, weil von außen vorläufig keine direkte Gefahr drohte. Eine Planke nach der anderen wurde aufgerichtet und innen mit mittelstarkem Baumstammholz versteift und gestützt. Eiserne Krampen und starke Nägel hielten alles zusammen. Dann wurden neue Schießscharten mit einer Spitzsäge eingesägt. Noch einmal machte Rüstig einen prüfenden Rundgang.

„Das hält genau so fest wie die Grundmauern,“ der alte Seemann war mit der Arbeit zufrieden. „Jetzt kann Juno alles Holz herbeiholen, was kleingemacht ist, inmitten des Hofplatzes aufstapeln und mit Teer begießen. Wir brauchen diese Nacht eine Fackel, die uns während des Angriffes leuchtet . . . Juno!“

„Ja, Massa Rüstig?!“ sie kam schon gesprungen.

„Bring alles kleine Holz mitten auf den Platz und schichte es auf; dann begieße es mit Teer! Wenn du damit fertig bist, kannst du dich schlafen legen.“

Die Negerin ging davon nach dem Vorratshaus, kam und ging, bis alles Holz auf dem Platz lag.

„Leg dich schlafen, Wilhelm, mein Junge! Diese Nacht können wir kein Auge zumachen!“

Der Knabe nickte und legte sich auf den freien Platz, da, wo ein Berg trockener Palmblätter übereinander lag.

Frau Sebald saß in der Stube bei Karoline, Thomas und Albert. Allen war die Kehle wie ausgedörrt, und von Stunde zu Stunde mehrte sich die Qual.

„Wie soll das nur werden!“ seufzte die Mutter, die den quälenden Durst ihrer Kinder verdoppelt, verdreifacht mitfühlte.

Den letzten Rest im Faß mußte sie in der höchsten Not für den Kleinsten lassen.

Es wurde still in Haus und Hof. Rüstig hatte auch Vater Sebald abgelöst, der neben seinem Ältesten lag. Beide konnten vor Durst nicht einschlafen, und noch immer brannte die Sonne heiß hernieder.

Kurz vor Anbruch der Nacht standen alle drei wieder auf

ihrem Wachtposten, die Frauen bei den Gewehren und der Munition.

Wieder das ungewisse, bohrende, peinigende Warten ins Angewisse hinein. Da tönte Rüstigs Stimme:

„Das Feuer anzünden! Sie kommen!“

Flugs entzündete Juno den Holzstoß, hellrot flackerten die Flammen, der Platz und die Palisaden waren grell erleuchtet.

Da dröhnte draußen das ohrenbetäubende Geschrei der Wilden, ein Pfeilregen prasselte gegen die Mauern, von allen Seiten stürmten die Krieger dieses Stammes heran, von allen Seiten versuchten sie die Palisaden zu erklimmen.

Als die Wilden die neuerliche Verbesserung der Mauern sahen, die überhaupt nur von drei Seiten zugänglich waren und da nur an ganz schmalen Lücken, ließen sie ein Wutgebrüll hören, das nicht enden wollte. Mit verdoppelten Anstrengungen suchten die Verwegensten dennoch in die Feste zu gelangen, aber sowie sich einer der federgeschmückten Köpfe zeigte, krachte ein Schuß, und der Angreifer stürzte tot zurück.

Wieder donnerten die Gewehre unablässig durch die Nacht, aber der Ansturm und das Geheul der Wilden wollten kein Ende nehmen. In immer stärkeren Massen klangen die Wilden übereinander empor, drei, vier, fünf Köpfe und mehr erschienen zu gleicher Zeit über der Palisade. Aber immer wieder wurden die Angriffe zielsicher zurückgewiesen.

„Es ist, als hätten die Kerle den Teufel im Leibe,“ brummte Rüstig, hinter sich greifend, wo Juno ihm ein geladenes Gewehr reichte und das abgeschossene in Empfang nahm.

„Sie müßten doch nun wohl einsehen, daß die Angriffe nutzlos sind!“

Aber die ganze Nacht wütete der Sturm, fast ohne Pause krachten die Büchsen der Verteidiger, der Innenhof war mit Pfeilen besät, die ihr Ziel verfehlt hatten, und über der Festung

stand eine dichte grauweiße Pulverdampfwolke. Die in der Festung eingeschlossenen Verteidiger atmeten erleichtert auf, als das erste Frührot im Osten heraufzog, mit dem ersten Sonnenstrahl zogen sich die Wilden zurück.

Rüstig, Vater Sebald und Wilhelm kletterten auf die Brüstungen und feuerten hinter den Abziehenden her. Dabei fiel noch mancher wilde Krieger in das Gras, um sich nie wieder zu erheben.

„Ob die Wilden nun abziehen werden?“ Raub kamen die Worte aus der verdorrten Kehle Vater Sebalds.

Rüstig schüttelte besorgt den Kopf.

„Nein!“

Die drei stiegen in den Innenhof, um nach den Kindern zu sehen. Den Eintretenden bot sich ein jammerhafter Anblick.

Der kleine Albert hatte aufgedunsene Lippen und röchelte, daß jedem das Herz weh tat, der es mit ansehen mußte. Thomas wimmerte in einem Winkel, Karoline, das liebe Mädel, saß auf ihrem Bettrand und sagte kein Wort, ihr Gesichtchen sah aus wie das einer Verschmachtenden, Frau Sebald war ganz von Sinnen, daß sie das Leid ihrer Kinder mit ansehen mußte, ohne helfen zu können, und Juno, die Negerin, hing den Wollkopf mit verglasten Blicken.

Schweigend gingen die Männer aus der Stube, Hoffnungslosigkeit kroch in ihnen hoch wie ein dünner, dunkler Wurm. Ihnen folgte Wilhelm auf dem Fuße. Auf dem Hofe angekommen, setzte sich Vater Sebald auf die Munitionskiste und stützte den Kopf, das Hirn voll schwerer Gedanken.

„Laß ihn,“ flüsterte Rüstig Wilhelm zu. „Wir wollen schnell einen Aussichtsturm schaffen, damit wir die Wilden besser beobachten können. Das ist ganz einfach und geht sehr schnell. Dort neben dem Vorrathshaus, die noch überlebende Palme auf unserem Festungsbereich eignet sich vortrefflich.“ Der Alte würgte die Worte nur noch mit Mühe hervor. „Wir

schlagen alle Viertelmeter einen starken Nagel auf beiden Seiten ein; dann ist die Steigeleiter fertig . . . Willst . . . du . . . es tun?"

Wilhelm nickte nur, und während er sich an die Arbeit machte, ging Rüstig auf die Brüstung, den Feind zu beobachten.

Da sah er etwas Seltsames! Die Wilden fällten mit ihren Steinärten Bäume. Der Wald, die Insel hallten wider von den vielen hundert Schlägen, die von den braunen Fäusten geführt wurden. Dann hackten sie die gefällten Bäume wiederum in Blöcke und diese Blöcke in kleinere Stüde.

Auch Wilhelm sah das von seinem Aussichtspunkt aus.

„Onkel Rüstig! Die Wilden schlagen die Insel kahl!“

Rüstig hörte den Ruf des Knaben nicht. Mit gefurchter Stirn und in sich gekehrtem Blick schritt der erprobte und hart geprüfte Mann auf der Brüstung hin und zurück.

„Onkel Rüstig, sind Sie krank?“

Wilhelm war, als er keine Antwort bekommen hatte, von seinem Aussichtsturm heruntergestiegen und blickte den Alten bei seiner Frage voll inniger Sorge an.

Rüstig zeigte nur nach draußen.

„Jetzt kommt das Schlimmste, mein Junge!“

„Was soll das Treiben der Wilden, Onkel Rüstig?“

„Hör' zu . . . Du siehst, was die Burschen machen! Es wird noch die ganze Nacht hindurch dauern, vielleicht auch noch den kommenden Tag; denn es geht unsagbar langsam mit ihren Steinärten. Wenn die Wilden genügend Holz zerkleinert haben werden, kommen für uns die kritischsten, vielleicht auch die letzten Lebensstunden . . . Jeder Wilde wird nach unserer Palisade gestürmt kommen und sein Holz abwerfen. Sie stürmen ein zweites, drittes Mal, bis sie so viel Holz hier haben, daß es möglich ist, über diesen schräg nach unten gehenden Stapel zu laufen und in unseren Hof zu springen. Dann sind wir verloren! . . . Das ist die erste Möglichkeit, mein lieber Junge. Die zweite:

die Burschen brennen den ganzen Holzhaufen an und versuchen uns auf diese Weise klein zu kriegen. Ich rate nun dringend, für diesen Fall unter dem Schutz des abziehenden Rauches zu entfliehen. Mich aber laßt, wo ich bin; denn meine Stunden sind gezählt, das fühle ich deutlich."

"Onkel Rüstig, so dürfen Sie nicht denken!"

Wilhelm hatte den Alten bei der Hand gepackt und sah ihn bittend an.

Der lächelte nur. Nach einer Pause:

"Wilhelm?"

"Ja, was gibt es?"

"Ich kann das Elend in der Burg nicht mehr mit ansehen. Wenn bis Mittag keine Aenderung der Lage eintritt, gehe ich mit einem kleinen Faß, Wasser von der Quelle holen!"

Rüstig hatte vollkommen recht mit diesem Elend. Die Frauen und Karoline waren kaum noch fähig, auf den Beinen stehen zu können. Die Kleinen röchelten vor schmerzender Qual. Hunger ließ sich wohl eine Zeitlang ertragen, aber nicht dieser brennende Durst bei der furchtbaren Hitze.

Als Rüstig vom Wasserholen sprach, sah ihn Wilhelm ängstlich an.

"Ich will es lieber tun, Onkel Rüstig! Ich bin noch jung und kann schneller laufen!"

Sigismund Rüstig legte ihm die Rechte auf das blondlockige Haupt:

"Du bist ein lieber Junge . . . Aus dir wird der Herrgott einmal etwas Tüchtiges machen zur Freude deiner Eltern! Es wäre Sünde, wenn ich dich gehen ließe, weil du nicht so erfahren bist wie ich und zu wenig vertraut mit den Gewohnheiten der Wilden. Darum bleibst du, und ich gehe, wenn es an der Zeit ist!"

Von jetzt an tappten beide schweigsam auf der Brüstung, dabei emsig nach allen Seiten spähend.

Es war Mittag, dem Stand der Sonne nach zu urteilen, ganz plötzlich hörten die Wilden mit ihrer Arbeit auf, es wurde still auf der Insel, wie sonst in den friedvollen Nächten, wenn Mond und Sterne herniederlachten.

„Jetzt ist der geeignete Augenblick gekommen,“ sprach Rüstig zu dem Knaben, „ich werde eins der kleinen Wasserfässer nehmen. Das kann ich unter dem Arm tragen. Du läßt mich heraus und schiebst den Querbalken sofort wieder von innen vor. Dann mußt du scharf achtgeben, wenn ich wiederkomme . . . Du hast mich verstanden?“

Wilhelm nickte und begleitete den Alten, der ein leeres Faß unter den Arm nahm, schweren Herzens zur Tür. Lautlos schoben sie den Querbalken zurück, Rüstig lugte durch den Spalt vorsichtig hinaus.

„Es ist keiner der Burschen zu sehen, sie speisen zu Mittag. Also gut aufpassen, Wilhelm!“

„Jawohl, Onkel Rüstig!“

Die Tür schloß sich, und der Knabe schob schnell den Balken wieder vor; dann eilte er auf die Brüstung, um den schweren, lebensgefährlichen Gang des alten Seemannes zu verfolgen, soweit es irgend möglich war. Wilhelm sah, wie der Alte auf den Wassergraben zu schlich und lautlos in den Fluten untertauchte.

Im Wasser schwamm der Steuermann seitwärts, bis dahin, wo die ersten Farne und Palmwedel in der nächsten Nähe des Festungsbereiches wuchsen. Vorsichtig lugte Rüstig über den Grabenrand; dann zog er seinen Körper hoch, ein Sprung, und er war mit seinem Faß im Dickicht verschwunden.

Mit wild klopfendem Herzen stand Wilhelm und lauschte, seine Augen unablässig in der Runde gehen lassend. Wenn es irgendwo knackte, zuckte der gute Junge zusammen und spähte nur um so schärfer hinaus. Aber Rüstig kam nicht. Langsam, schneckenleich verstrich der Nachmittag, der alte Steuermann

kehrte nicht zurück. Schon wollte Wilhelm den Mut sinken lassen, da raschelte es unten an den Palisaden entlang. Er blickte hinunter, Freude überzog sein Gesicht. Rüstig eilte in gebückter Stellung mit seinem Faß im Schatten der Umfassungsmauer entlang nach der Thür.

Schnell lief der Knabe, um zu öffnen. Als er den Querbalken zurückschob, hörte er draußen stampfende Schritte, die schnell näher kamen. In fiebernder Eile stieß Wilhelm den Balken ganz zur Seite, riß die Thür auf und sah . . . über dem am Boden liegenden Rüstig einen Wilden knien, der seine Lanze tief in die Brust des Alten bohrte.

Der Knabe riß das Gewehr an die Wange, eben holte der Wilde zum zweiten Stoß aus, da krachte sein Schuß, und durch die Brust geschossen fiel der Feind rücklings zu Boden. Wilhelm warf das Gewehr fort und eilte dem Alten zu Hilfe.

„Erst das Wasserfaß in die Festung . . . dann . . . mich!“
Sigismund Rüstig versuchte sich aufzurichten, aber es ging nicht.

Wilhelm nahm das Wasserfaß, rollte es in die Festung und stürzte wieder hinaus zu dem alten Freund, der sich kniend auf den Händen stützte.

Durch den Schuß aus dem Fieberschlaf geweckt, kam Vater Sebald angestürzt.

„Was ist geschehen?“

„Onkel Rüstig ist verwundet, lieber Vater!“

Beide stützten den Alten, führten ihn durch die Thür in die Festung und verrammelten den Eingang wieder.

Dann trugen Vater und Sohn den Helfer und Retter in allen Nöten auf das Kofosblattlager, inmitten des Platzes.

„Wasser . . . Wasser . . .“ röchelte Rüstig, das Blut lief ihm unablässig aus der tiefen Speerwunde.

Während Vater Sebald verzweifelt dreinschaute, riß sich Wilhelm das Hemd entzwei und verstopfte damit die rote, klaf-

fende Lücke. Der Speer des Wilden war dem Alten in die Lunge gedrungen und verursachte furchtbare Schmerzen.

„Vater, dann hole doch Wasser!“ rief Wilhelm voller Entsetzen, als er seinen Vater mit bleichem gequälten Gesicht noch immer auf demselben Fleck stehen sah.

„Woher nehmen, wenn man keins hat . . .“

Vater Sebald ließ den Kopf hängen wie ein zum Tode Verurteilter.

„Wir haben Wasser! Dort in dem Faß! Schnell!“

Wilhelm zeigte mit ausgestrecktem Arm auf das Bierzehn-Literfaß, das im Schatten der Palisade neben dem Eingang lag.

Angläubig schüttelte Sebald den Kopf, er ging aber doch, um das Faß zu holen.

Als er das Faß anhub und den Inhalt fühlte, rollte neuer Lebensmut durch seine Adern. Schnell kam er gelaufen, setzte das Faß neben dem Alten hin und lief nach einem Becher. Schwer atmend kam er damit zurück. Mit zitternden Händen schlugen Vater und Sohn den Spund heraus; dann ließen sie etwas von dem göttlichen Trunk in den Becher laufen.

Wilhelm stützte den guten Rüstig, und der Vater hielt den Becher an die trockenen Lippen. In gierigen Zügen trank der Verwundete den Becher leer, dann noch einen.

„So . . . danke . . . es geht besser! Laßt mich hier liegen . . . Ich denke, daß . . . ich etwas schlafen . . . kann!“

Sie betteten den Alten auf das weiche Kofosblattlager und schlichen mit dem Faß und dem Becher auf leisen Sohlen davon.

Im Schatten der Palisaden tranken Vater und Sohn je einen Becher Wasser. In Kürze erfuhr Herr Sebald erst jetzt, daß Rüstig die kühne Tat unternommen hatte, Wasser zu holen und dabei dicht vor dem Ziel von einem Wilden überrascht wurde.

„Der brave Mann! Wenn er stirbt! Was sollen wir dann beginnen?“

Vater Gebald zog die Stirn in krause Falten und ging mit Wilhelm nach dem Wohnhaus, wo es entsetzlich aussah. Bei ihrem Eintritt hörten die beiden nur das Röcheln der Dürstenden und ihr schmerzhaftes Aufstöhnen.

Schnell füllten Vater und Sohn mehrere Becher und schlößten den schon fast Ohnmächtigen von dem Allheiltrunk ein.

Das so lange entbehrte Wasser wirkte Wunder! Bald waren alle auf den Beinen, wie neugeboren und vollkommen frisch. Jetzt stellte sich auch der Hunger ein; denn an Essen hatte in den letzten beiden Tagen niemand gedacht.

Nun erzählte Herr Gebald seiner Gattin von der heroischen That des alten Rüstig, der draußen auf dem Platze lag und schlief.

Da brach die Frau in Tränen aus.

„Der gute, brave Mann! Wenn er uns nur nicht stirbt!“ sie wollte hinauslaufen und sich bedanken.

Aber ihr Mann hielt sie zurück.

„Laß ihn, er schläft, und das ist gut so . . .“

Frau Gebald mußte das Wasserfaß in Verwahrung nehmen, damit auch ja kein Tropfen verschwendet wurde oder gar Thomas daran kam.

Vater und Sohn gingen mit neuem Mut und ganz erfrischt wieder auf ihre Wachtposten; denn schon sank der Abend nieder.

Eine Stunde um die andere verging, der silberne Nachtgesell zog mit den tausenden Sternen seine stumme Bahn . . . Die Wilden rührten sich nicht von ihrer Arbeit, die sie auch bei Nacht fortsetzten.

Mond und Sterne verblaßten, im Osten zeigten sich feine, rosenrote Streifen, die Göttin der Morgenröthe ließ ihre Schleier wehen. Bald rollte auch der Sonnengott mit seinem goldenen Wagen hinein in den blauen Himmelssee. Es war Tag!

Noch immer klangen die Beiliebe der Wilden wie Totengetrommel.

Um die Frühstückszeit rief Rüstig mit schwacher Stimme:

„Freund Sebald . . . Wilhelm . . .“

Sie stürmten beide zu dem Alten hin, der mit offenen Augen dalag.

„Wie geht es, Onkel Rüstig?“ fragte Wilhelm besorgt.

„Nicht besonders, mein Sohn. Ich fühle es, es geht zu Ende . . .“

„Nicht vom Sterben reden, alter Freund!“ mischte sich Vater Sebald ins Gespräch. „Sie werden sicher wieder ganz gesund!“

Rüstig verneinte durch Kopfschütteln.

„Wir wollen uns nichts vormachen. Gottes Wille geschehe! . . .“

„Amen!“ sprachen Vater und Sohn feierlich.

„Ich habe euch beide hergerufen,“ nahm Rüstig wieder das Wort, „um ein Versprechen abzuverlangen.“

„Und das wäre?“ Vater Sebald hatte Tränen in den Augen.

„Wenn die Wilden stürmen, . . . das wird bald geschehen, dann bringt Eure Familie und Euch durch die Flucht nach der anderen Inselfeite in Sicherheit! Vielleicht vergessen die Wilden Euch über den Vorräten an Eisen, die sie hier vorfinden werden. Mich aber laßt liegen! Ihr dürft Euch nicht um mich kümmern! Das . . . versprecht mir!“

Rüstig hielt beiden die Rechte hin, aber keiner schlug ein.

„Das können wir nicht, Freund Rüstig! Sie im Stich lassen? Niemals!“

Auch Wilhelm war ganz der Meinung seines Vaters.

„Niemals!“

„Dann seid Ihr pflichtvergessen!“ fuhr der Alte fort. „Ich bin Euch bei der Flucht nur im Wege. Ihr habt die hohe und

heilige Pflicht, Eure Familie in Sicherheit zu bringen! Darum laßt mich, wo ich bin!"

Wieder streckte der Alte die Rechte hin.

Nur zögernd schlugen Vater und Sohn ein, beiden drückte es bald das Herz ab.

"So, nun geht auf Wache, der Tanz wird bald beginnen!" Ein zufriedenes Lächeln im Gesicht nickte Sigismund Rüstig den sich Entfernenden noch einmal zu; dann schloß er wieder die Augen zum Schlaf.

Raum hatten Vater und Sohn die Brüstung erreicht, als es draußen lebendig wurde. Die beiden riefen nach den Frauen, die sofort herbeiliefen, um das Laden der Gewehre zu übernehmen.

Jetzt erscholl ein heftiges Geheul in den Lüften. Die Wilden kamen angestürmt, jeder ein Bündel Holz im Arm.

"Sowie die Kerls in Schußweite sind, wird unerbittlich geschossen, Wilhelm!"

Der Junge nickte und hob die Büchse, auch der Vater zielte nach einem der dunkelbraunen Gestalten.

Schuß auf Schuß krachte, einer nach dem anderen stürzte draußen, aber die Kerls ließen sich nicht abschrecken. Schon war der Boden mit Toten übersät, da . . . änderten die Wilden ihre Taktik. Sie nahmen das Holz jetzt vor die Brust, um so einigermaßen Schutz vor den Kugeln zu finden. In dichtgedrängten Massen kamen sie gelaufen und erreichten auch die Palisade. Der Holzstoß wuchs trotz des heftigen Feuers der Verteidiger, die keinen Augenblick versäumten.

Aber alle Tapferkeit der beiden nützte nichts, der Anlaufberg aus Holz wuchs stetig und hatte schon bald die Sinnen der Palisaden erreicht. Nun bauten die Wilden schräg nach unten zu weiter.

Der Kampf dauerte schon Stunden, auch Pfeile regnete es

dann und wann, aber immer bemerkten es die beiden Schützen noch rechtzeitig.

Jetzt waren die Wilden fertig! Sie versammelten sich mit viel Geschrei am Auslauf der seltsamen Holzbrücke, die an der Palisade hoch führte.

„Wenn sie anstürmen, so schnell als irgend möglich schießen, Wilhelm. Die Kerls kommen in Massen. Wir brauchen nicht zu zielen!“

Der Knabe nickte nur, zum Zeichen, daß er diese Worte verstanden hatte; denn in dem Augenblick ertönte der wahnsinnige Schlachtruf der Wilden. Wie ein schwarzer Reil schoben sie sich laufend heran, schon hatten die ersten den Anlaufberg aus Holz erreicht, da krachten die Büchsen unserer Verteidiger schnell hintereinander. Aber die Uebermacht war zu groß. Die Wilden drangen immer weiter vor . . . Plötzlich ein Donner von See her . . . Ruhe . . . Eine Sekunde nur; dann Krachen, Splintern zwischen den Bäumen! Wie gemäht vielen die Wilden. Da . . . wieder ein donnerndes Rollen über See, und von neuem regnete es Eisen und Stahl auf die Angreifer nieder, die ganz verblüfft standen und nicht wußten, was sie davon halten sollten. Wo war der unsichtbare Feind?

Als die dritte Salve auf der Insel kreperte, flohen die Wilden fluchtartig zu den Booten. Aber auch dort schlug ihnen der Eisenhagel unerbittlich entgegen. Sie versuchten mit ihren Segelbooten trotzdem zu entkommen, aber es war zu spät. Unser Freund Wilhelm kletterte flink auf seinen Ausguck und rief jauchzend herunter zu seinem Vater:

„Ein großer Schoner! Er feuert noch immer!“

Wieder Klang der Donner vom Meer her und dann das Jammergeschrei der Fliehenden.

„Vater, drei Segelboote sinken! Die anderen schwimmen schon verkehrt auf dem Wasser!“

Noch immer rollten neue Salven über die blauen Wasser, daß die Luft ordentlich zitterte.

„Vater, der Schoner setzt ein Boot aus!“

Alle warteten fieberhaft auf Wilhelms Berichte aus dem Ausguck.

„Das Boot kommt nach der Insel!“

Der Knabe kletterte flink am Stamme der Palme herunter und sprang an die Palisadentür. Dort schob er den schweren Querbalken zurück und sprang hinaus ins Freie.

Da klangen auch schon die festen Schritte der Seesoldaten durch den Palmenwald. An der Spitze marschierte Kapitän Osborn, den die Matrosen einst vom „Pacific“ schwer verletzt mitgenommen hatten.

„Kapitän Osborn!“ Wilhelm fiel dem Mann frohlockend um den Hals.

Der Seemann lachte freudig erregt.

„Noch alles wohl und munter, mein Junge? Wir kamen wohl gerade zur rechten Zeit!“

Der Knabe nickte betrübt.

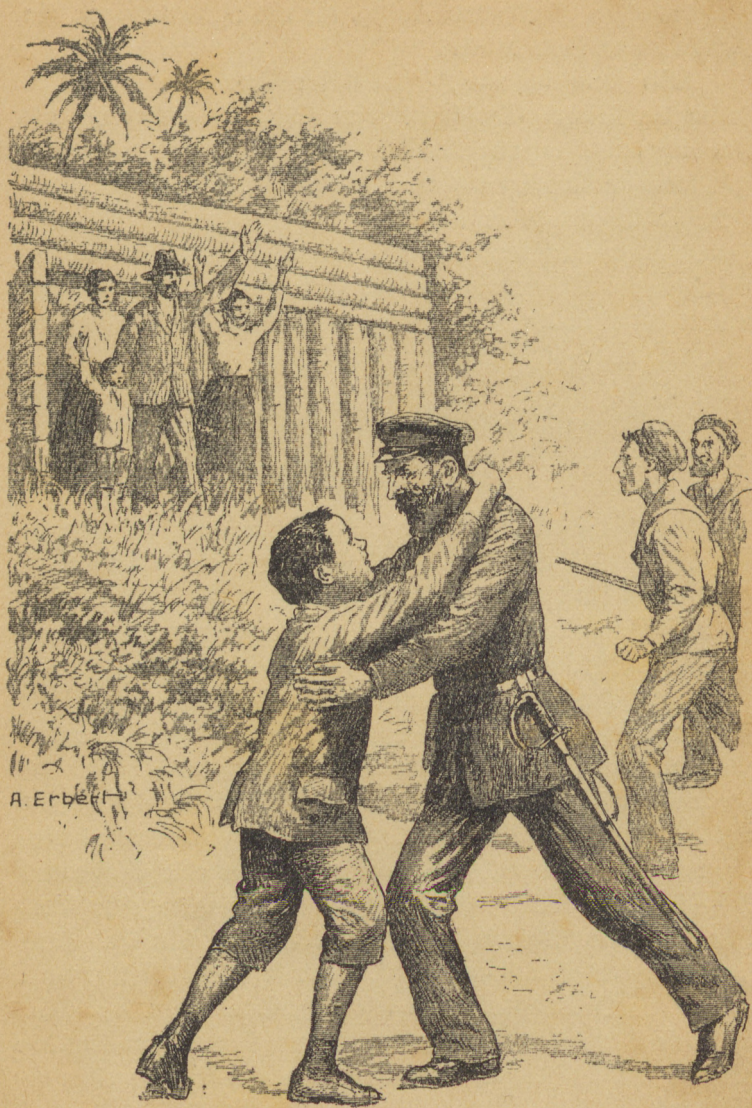
„Zur rechten Zeit wohl, Kapitän Osborn. Aber Onkel Rüstig ist schwer verwundet! Ich glaube, er stirbt.“

Tränen rollten über die Wangen des guten Jungen, der mit seiner ganzen Liebe und Treue an dem alten Helfer, Retter und Wohltäter hing.

Inzwischen waren die Seeleute bis an die Festung gekommen. Vor der Palisadentür stand die gesamte Familie Sebalb mit vor Erregung geröteten Wangen.

Das war eine Wiedersehensfreude, ein Begrüßen, Händedrücken und frohes Lachen. Aber dann fielen alle in den Ernst der Stunde zurück, als Kapitän Osborn nach seinem zweiten Steuermann fragte.

Sie führten den Kapitän und seine Leute an das Sterbe-



lager des alten Sigismund Rüstig, der mit offenen Augen, ein Lächeln im Gesicht, dalag.

„Wie freue ich mich,“ sprach der Sterbende, in dessen Antlitz der Sieger Tod schon seine Schatten zeichnete, „wie freue ich mich, meinen Kapitän noch einmal wiederzusehen! Jetzt kann ich beruhigt sterben . . . nun . . . wo ich weiß, daß meine Schützlinge geborgen sind!“

Noch einmal schweiften die Augen des braven Mannes, der voll frommer Erkenntnis als redlicher Christ gelebt und gehandelt hatte, in der Runde, noch einmal drückte er jedem die Hand mit einem lieben Wort; dann sank er zurück . . . und . . . starb . . .

Alle standen schluchzend um den Verschiedenen, über dessen braunes Totenantlitz die Abendsonne ihren Purpurschimmer legte.

Auch die Seeleute hatten nasse Augen, stumm hatten sie ihre Mühen abgenommen, und Kapitän Osborn sprach ein leises Gebet für den edlen Toten.

Die Familie Gebald ging mit schwertrauernden Herzen in das Wohnhaus.

Inzwischen holte der Kapitän noch eine zweite bewaffnete Schar von Bord. Es wurde eine Streife auf der Insel unternommen, aber man fand keinen Wilden mehr vor.

Am anderen Morgen, als das Meer weithin glühte, fand das Begräbniß des Toten statt. Die Schiffszimmerleute hatten einen Sarg gezimmert. In diesen wurde der edle Sigismund Rüstig gebettet. Acht Matrosen trugen den flaggengeschmückten Sarg auf einen Hügel in der Nähe der Quelle. Der Tote hatte im Leben den Wunsch geäußert, wenn er einmal sterbe, dann möchte er in jenem idyllischen Fleckchen Erde ruhen.

Die Grube war schon gegraben, der Sarg wurde daneben niedergesetzt, und die Bordkapelle spielte eine Weise; dann ergriff Kapitän Osborn das Wort; er verglich das Leben und

Wirken des Toten mit dem eines von Gott gesandten guten Geistes, der berufen war, nur immer Gutes zu stiften.

Dann beteten alle ein letztes Gebet für den Toten. Langsam wurde der einfache Sarg hinuntergelassen.

Drei Ehrensalven krachten über dem frisch aufgeworfenen Hügel, das Begräbniß war beendet.

Am anderen Tage konnten sich die Hände nicht genug regen in der kleinen Festung, deren Insassen auf so wunderbare Weise gerettet wurden. Das war ein Kramen, Suchen und Packen in Haus und Hof.

Am Abend endlich konnten alle Habseligkeiten der Familie Sebald eingeschifft werden.

Der große Schoner des Kapitäns Osborn zog die Anker ein; der Wind setzte sich freudig in die entfaltenen Segel, und stolz pflügte das Schiff die weite blaue Fläche, einen silbernen Schaumstrudel hinter sich lassend.

Als der Schoner beidrehte, ließ Kapitän Osborn noch eine Ehrensalve für den teuren Toten abfeuern; dann nahm er bestimmten Kurs nach dem Lande, in dem die Besitzungen des Herrn Sebald lagen.

Während der Fahrt stand Vater Sebald oft auf der Brücke neben dem Kommandanten, und eines Abends fragte er den Kapitän:

„Wie haben Sie eigentlich erfahren, daß wir auf dieser Insel lebten?“

Der Kapitän lächelte:

„Vor drei Monaten schon fuhr ich hier umher, ich kreuzte hier und da und konnte kein Lebenszeichen von Ihnen entdecken. Der selige Steuermann Rüstig hatte doch meinen Seeleuten, als sie den ‚Pacific‘ mit mir im Boot verließen, das Versprechen abgenommen, in der Nähe zu forschen, wenn sie glücklich gerettet würden. Ein Seemann, mag er noch so schlecht sein,

hält sein Versprechen, Herr Gebald! — Da sah ich an der Küste Ihrer Insel drei Flaggen hochgehen und erkannte in der unteren die vom 'Pacific'. Ich wußte genug. Da zog ein Unwetter herauf, das sehr bedrohlich werden konnte, und so mußte ich darauf bedacht sein, Schiff und Besatzung in Sicherheit zu bringen. Zwischen den Südseeinseln gibt es zu viel Riffs, die dem stärksten Schiff im Sturm gefährlich werden müssen. Aus diesem Grunde änderte ich den Kurs und suchte das offene Meer wieder auf. Der Sturm kam auch, und wir hatten tüchtig zu tun, um nicht aus dem Kurs zu kommen. Mein Schiff ist seetüchtig, wir landeten bald in einem Hafen und löschten dort gleich Ladung. Da man ungern ohne Fracht weiterfährt, wartete ich auf den günstigen Augenblick, wo mir ein Herrscher sein Gut anvertrauen wollte. Die Gelegenheit kam bald, wir nahmen Ladung, besserten inzwischen unser Schiff aus. Wir brachten die Ladung in einen nahen Hafen, löschten dort, nahmen neue Ladung, und jetzt konnte ich daran denken, die auf der Insel hausenden Schiffbrüchigen zu befreien. Wir näherten uns den Südseeinseln wieder und fanden bald die in Frage kommende Insel. Schon von weitem sah ich die Boote der Wilden. Wir erkannten, daß sich unsere Brüder in Gefahr befanden. Bald hörten wir auch die Gewehrschüsse. Die Wilden waren so veressen auf ihren Angriff, daß sie uns gar nicht kommen sahen. Wir legten uns also längsseit vor die Insel, luden die Geschütze und gaben die erste Salve ab, der bald auch die zweite und dritte folgte. Das andere wissen Sie selbst, Herr Gebald."

"Es war so richtig Gottes Fügung!" nickte der und sah stumm in die weite blaue Meerestunde.

Die Seefahrt erlitt weiter keine Unterbrechungen, das Wetter blieb schön und klar. So erreichte das Schiff bald seinen Bestimmungsort. Im Hafen nahm Kapitän Osborn herzlichen Abschied von der Familie Gebald, dann lichtete er die Anker wieder.

Der Landbesitz, den Sebalb anzutreten gekommen war, hatte sich in der Obhut eines ehrlichen Verwalters befunden. Die weiten Plantagen, die vielen großen Viehherden waren prächtig gediehen.

Unter Sebalbs vernünftiger Leitung und mit Hilfe des redlichen Verwalters mehrten sich die Güter von Jahr zu Jahr, so daß Sebalb wenige Jahre später einer der berühmtesten Männer im Lande war. Dann verkaufte er und siedelte nach Bremen über.

Die Kinder waren eine rechte Freude der Eltern. Wilhelm, der Älteste, wurde ein angesehenes Schiffsreedere und Vater einer zahlreichen Familie. Der gute Thomas beging in seinem ferneren Leben noch manchen tollen Streich, wurde aber mit der Zeit verständig und einer der scharfsichtigsten und gewissenhaftesten Kaufleute, dessen Wahlspruch lautete: Leben und leben lassen! Unsere blondköpfige Karoline heiratete einen Missionar und ging mit ihrem Manne in die Kolonien, und Albert, der Jüngste, trat bei der Marine ein, wurde ein fester Kadett und tüchtiger Seeoffizier.

Vater und Mutter Sebalb hatten schon längst das Zeitliche gesegnet, und Juno starb kurz nach ihnen.

Es war, als ob ein großer Gottessegens auf den Nachkommen der Sebalbs ruhte oder doch ein guter Schutzgeist um sie war; vielleicht der Geist des edlen Toten, dessen Gebeine auf der nun wirklich einsamen Insel ruhten.

Auf dem von Moos, Farnen, Palmbüschen und Bäumen bewachsenen Hügel leuchtete ein einfaches weißes Kreuz aus Marmor mit der Inschrift:

„Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben!

Hier ruht in Gott

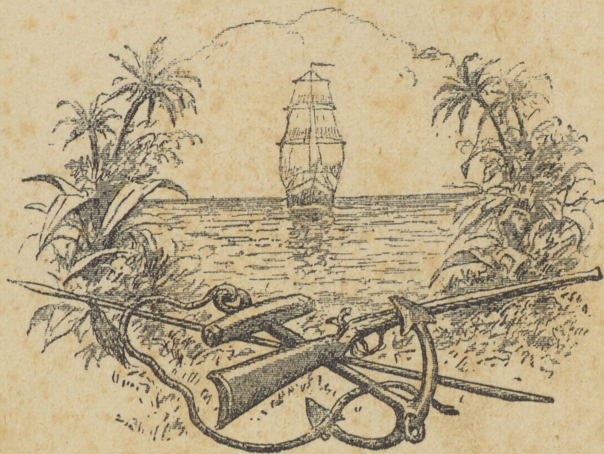
unser aller Helfer und Berater,

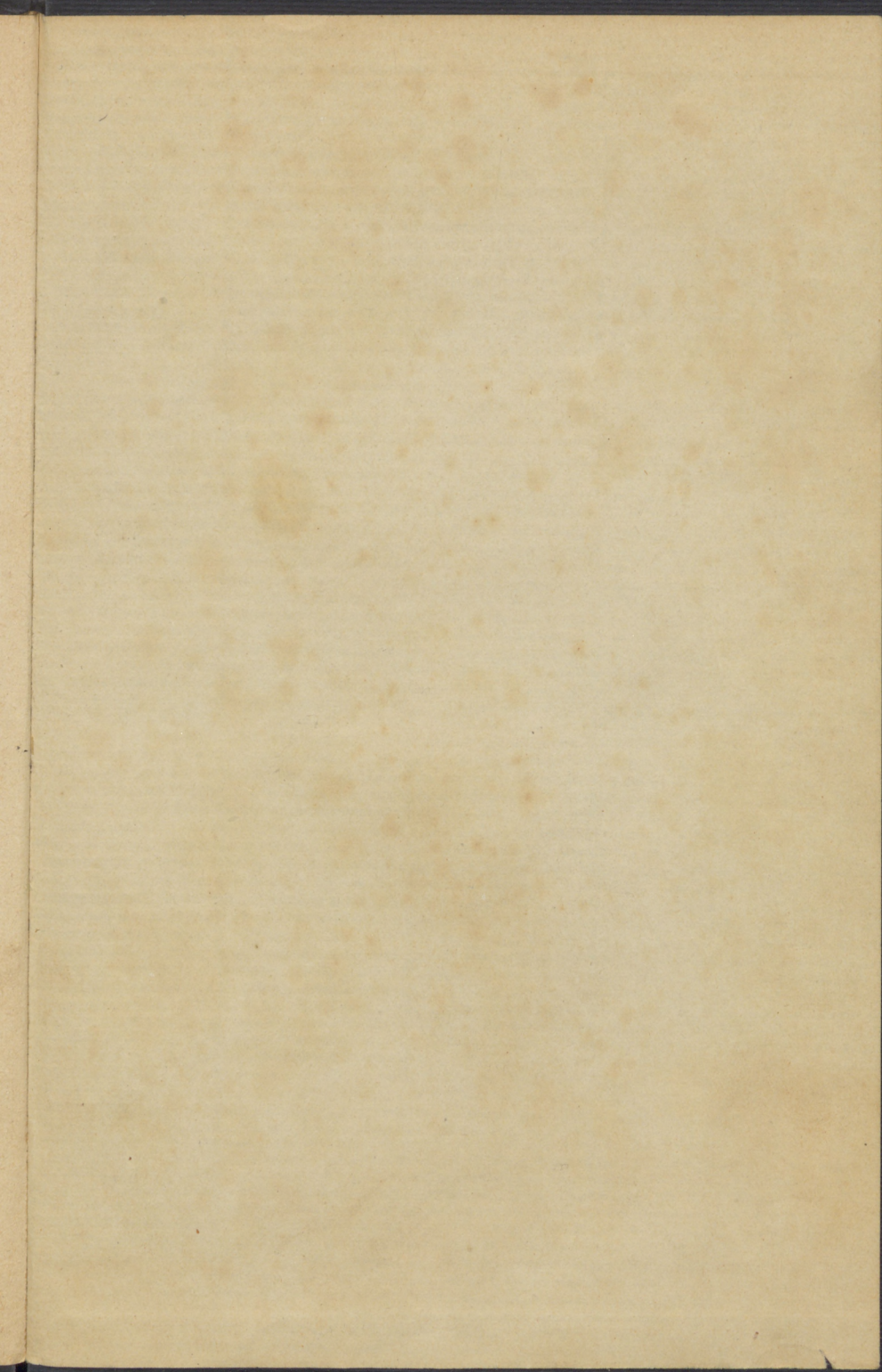
der Steuermann

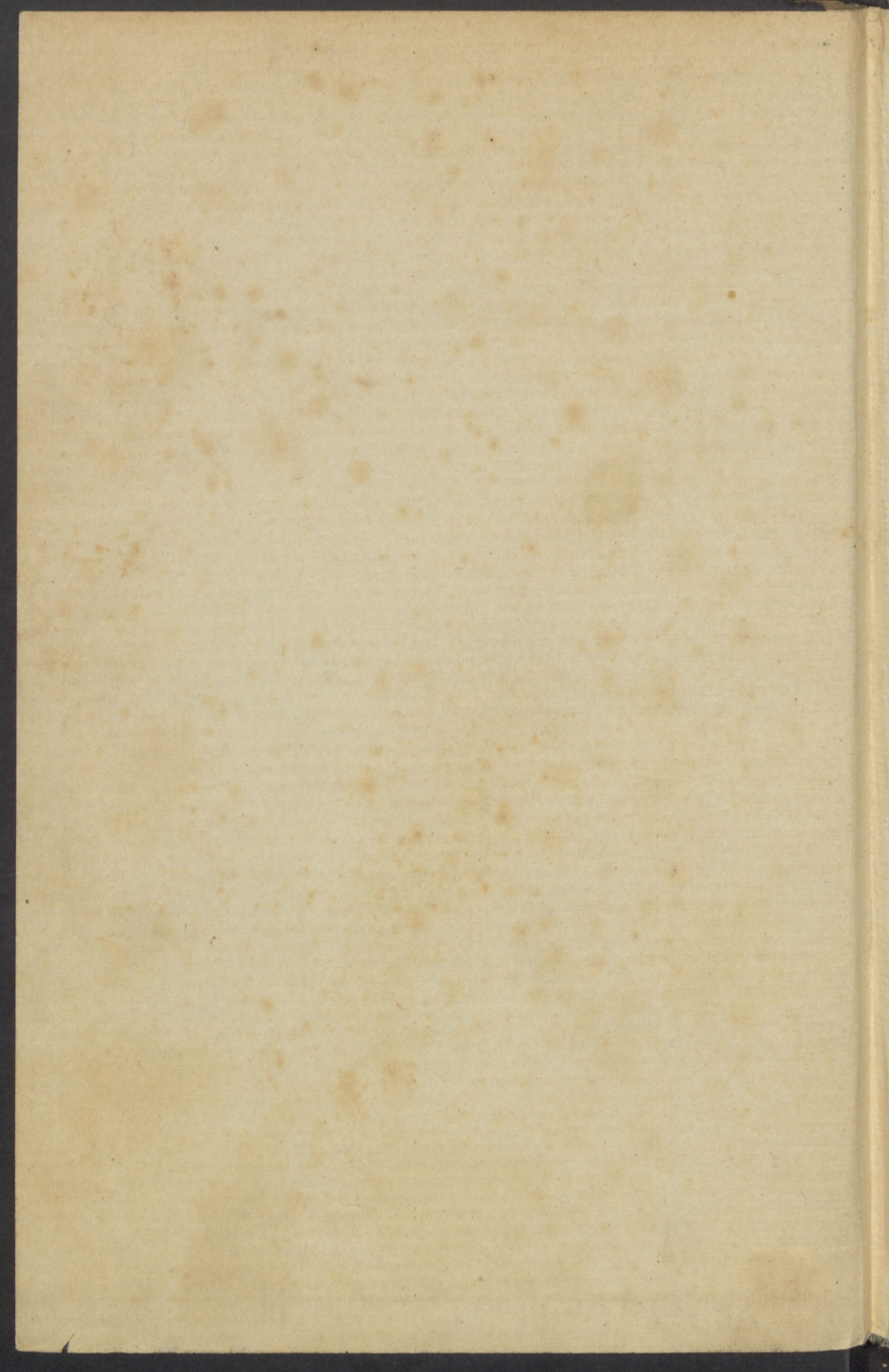
Sigismund Rüstig.“

Die Tropensonne lachte heiß hernieder, und es war, als ob die goldenen Strahlen behutsam über die schwarzen Buchstaben strichen. In den Kronen der Palmen rauschte ein Lied des Friedens. Unweit vom Grab klingelten die klaren Wasser der Quelle silberne Akkorde. Vom Meer her war das alte Raunen und Rauschen, wie es in den Urzeiten unserer Erde schon gewesen. Allmählich sank die Sonne nieder in ihr feuchtes Bett, noch einmal leuchteten Meer und Insel glutvoll auf; dann wurde es Nacht, und der silberne Mond zeigte sein volles rundes Gesicht, das bedächtig niedersah auf den Flecken des Friedens.

So wird es wohl heute noch singen und klingen am einsamen Grab unseres Steuermannes Sigismund Rüstig, dessen Kreuz ewig von Sonne und Mond, einmal glutvoll und heiß, dann silbern und kühl, geküßt werden wird. Auch dann noch, wenn wir nicht mehr sind. —







30, -

80

421376/84

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-052280